Paul de Kock's

humoristische Romane.

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Dreiundneunzigster Theil.

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1846.

Mein Nachbar Raimund.

Von

Paul de Kock.

> Es gibt nur Eine Liebe, aber tausend verschiedene Abstufungen in derselben.
>
> Maximen von La Rochefoucauld.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Dritter Theil.

Stuttgart:

Scheible, Rieger & Sattler.

1846.

Erstes Kapitel.

Duell mit meinem Nachbar.

Zur festgesetzten Stunde begebe ich mich nach dem bois de Boulogne. Das Wetter ist sehr schön, der Spaziergang höchst angenehm und die Spaziergänger zahlreich. Mein Nachbar hat, um sich zu schlagen, ein Stunde gewählt, in der man kaum der Beobachtung entgehen kann; er läßt sich allerdings immer gerne sehen, aber doch scheint mir dies nicht der geeignete Fall dazu; er wäre, glaub' ich, im Stande, seinen Posten vor einem Wachhause zu wählen. Doch Geduld! ich will nicht vorschnell urtheilen.

Hier ist die Porte Maillot. Ich sehe nichts von Raimund. Es ist noch nicht Ein Uhr ... ich will also spazieren gehen. Diesen Morgen dachte ich nicht, daß ich heute noch allein in das Gehölz von Boulogne kommen würde. Caroline wundert sich gewiß über mein Ausbleiben. In der That erweise ich ihr wenig Aufmerksamkeit, und wenn sie einigermaßen anspruchsvoll ist, wird sie mit mir schmollen. Aber ich finde dann leicht ein Mittel, um den Frieden wieder herzustellen; nur in alten Ehen und bei alten Verbindungen stumpfen Zänkereien die Liebe ab, weil alsdann die Versöhnungen nicht mehr dieselben sind.

Es ist halb zwei Uhr ... Niemand erscheint ... Ah! mein lieber Nachbar, hatten Sie wohl nur die Absicht, mich spazieren zu schicken? Freilich bedarf es vieler Vorbereitungen, ehe Sie sich schlagen können; aber seit Morgens acht Uhr hätten Sie doch die nöthigen Anstalten treffen und allen Ihren Bekannten sagen können, daß Sie eine Ehrensache haben. Benachrichtigt er wohl die Gendarmerie davon? Dies ist schon manchmal geschehen: aber nein, er ist ja der Fordernde; ich thue ihm also Unrecht. Der arme Raimund! Das Abenteuer mit dem Diner ist furchtbar und er muß sehr erbittert auf mich sein, besonders wenn er noch glaubt, ich sei daran schuld, daß man sein Profil in der Rue Vivienne an die Mauer klebte. Aber weßhalb die Prahlerei, mir ein Cartell durch die Portière zu schicken? Wenn er nicht die Absicht hat, sich zu schlagen, so hätte er mich ja zu Hause treffen können; ich hätte dann lachend mein Unrecht eingestanden, denn ich gehöre keineswegs jener Menschenklasse an, welche die begangenen Thorheiten nur dadurch wieder gut zu machen sucht, daß sie den Beleidigten die Kehle abschneidet. Ich halte es für ehrenvoller, einen Fehler frei zu gestehen, und wenn der Gegner damit keine Genugthuung hat, so kann man sich ja immer noch schlagen.

Bald zwei Uhr ... ich verliere die Geduld; des Spazierengehens bin ich überdrüssig, auch umwölkt sich der Himmel, und allem Anscheine nach werden wir ein Gewitter bekommen; ich habe daher ganz

und gar keine Lust, in dem Walde zu warten. Schon werden die Spaziergänger seltener, die Reiter geben ihren Pferden die Sporen, die Kutscher lassen ihre Peitschen knallen; Jedermann eilt nach der Stadt. Ich will das Gleiche thun ... Doch wer sind jene drei Männer, die mit großen Schritten auf das Gehölz zugehen? — Ah! ich kenne denjenigen, der stolz an ihrer Spitze marschirt: es ist Raimund, mit zwei Zeugen, während er mir doch geschrieben hat, er wolle allein kommen ... Thut nichts; ohne Zweifel wird mein Nachbar die Gefälligkeit haben, mir einen abzutreten; wahrscheinlich hat er in der Absicht, mir den meinigen selbst zu wählen, mich veranlaßt, keinen mitzunehmen.

Die Herren kommen näher ... Ich erkenne Raimunds Zeugen ... der eine ist der Melomane Bauvert, der andere der Baron von Witcheritche. Beim Teufel! das wird etwas zum Lachen geben! Ich dachte wohl, Raimund würde mir einen Streich nach seiner Art spielen. Wo zum Henker hat er diese Zeugen zusammengesucht? Es fehlt nur noch Friquet; aber es sollte mich nicht wundern, wenn er hinter einem Baume auf der Lauer stünde, bereit, beim ersten Winke seines Onkels nach der Wache zu rufen.

Die drei Herren triefen von Schweiß und doch haben sie Zeit genug gehabt. Gewiß faßten sie erst spät einen festen Entschluß, um sich unteweges zu erhitzen. Raimund ist roth wie ein Hahn, Bauvert

blaß wie eine Braut, und der Baron von Witcheritche macht so schreckliche Grimassen, daß ich seine Gesichtsfarbe nicht unterscheiden kann.

Sie scheinen etwas beruhigter zu sein, als sie mich allein sehen; mir thut es leid, daß ich keinen Zeugen mitgenommen habe, denn dies hätte sicherlich in Raimunds Plan eine bedeutende Störung gebracht.

Man grüßt mich, sobald man mich bemerkt; ich erwidere den Gruß und kehre in das Gehölz zurück, welches ich verlassen hatte.

„Wohin gehen Sie denn? Warten Sie doch!" ruft mir Vauvert zu, der vor Aufregung kaum sprechen kann. Ich stelle mich, als höre ich ihn nicht, und begebe mich tiefer in das Gehölz hinein.

Vauvert läuft mir nach, holt mich ein und ergreift meine Hand. Ich fühle, daß er wie ein Hase zittert.

„Wohin gehen Sie denn, mein lieber Freund? Warum so weit in den Wald hinein? Sie sehen ja, daß ein Gewitter kommen wird . . . — Meiner Ansicht nach darf die Sache, welche uns hieher führt, nicht auf öffentlicher Straße abgemacht werden, sonst hätten wir auch den Boulevard St. Denis zum Kampfplatze wählen können. — Mein lieber Freund, ich hoffe, daß . . . übrigens . . . — Was das Gewitter betrifft, so kann uns dieses nicht geniren, im Gegentheile, es entfernt die Neugierigen."

Während ich mit Vauvert spreche, ruft mein

Nachbar von weitem: „Kein Vergleich, Herr Vauvert, kein Vergleich ... ich will keinen Vergleich, sondern bin entschlossen, mich zu schlagen."

„Sie hören," sagt Vauvert zu mir, „er ist vor Wuth ganz außer sich! O, er ist schrecklich, wenn er in Zorn geräth ... Er hat überall gesagt, Einer müsse fallen, entweder er oder Sie."

Ich kann nur lachen über Raimunds Prahlereien, und zugleich beruhige ich den armen Vauvert, der kaum mehr weiß, wo ihm der Kopf steht, denn er wohnte noch nie einer ähnlichen Fete bei. Endlich haben uns mein Nachbar und der Baron von Witcheritche erreicht. Der Letztere trägt einen Hut mit acht Zoll hohen Ecken, den er tief auf das linke Ohr heruntergedrückt hat, was ihm das Ansehen eines Raufboldes aus der Rue Coquenard gibt.

„Mein Herr," beginnt Raimund, mit martialischer Miene auf mich zuschreitend, „ich sagte Ihnen, daß ich allein kommen würde, und dies war wirklich auch meine Absicht; als ich aber durch das Palais-Royal ging, begegnete mir mein Freund Vauvert, der, eben im Begriffe, ein kleines Brod zu seinem zweiten Frühstücke zu kaufen, Alles verließ und mir folgte, sobald er gehört, daß ich mit Ihnen eine Ehrensache hätte ... — Das heißt," wendete Vauvert ein, „Sie haben mir nicht gesagt, um was es sich handle: ich erfuhr es erst an der Barriere; denn sobald Sie mich erblickten, nahmen Sie mich am Arme, ohne mir Zeit zu lassen, mein Journal zu bezahlen ..."

Raimund stellt sich, als höre er nicht, was Vauvert sagt, und fährt fort: „Ich habe also seinen dringenden Bitten nachgegeben. Uebrigens ist er ja eben so gut Ihr Freund, als der meinige, und seine Gegenwart kann Ihnen nicht mißfallen. Dem Herrn Baron von Witcheritche sind wir an der Barriere begegnet, während er gerade mit seiner Frau Gemahlin zu einem Diner aufs Land gehen wollte. Ich habe gedacht, es sei besser, zwei Zeugen mitzunehmen, weil ich Ihnen dann einen davon abtreten könnte. Der Herr Baron hat sogar die Frau Baronin verlassen, welche ihn hier in der Nähe unter den Bäumen erwartet. Er wird nun mein Sekundant sein und Vauvert der Ihrige, wenn es Ihnen angenehm ist."

Der Herr Baron, welcher jedesmal, so oft man seinen Namen nannte, eine Verbeugung machte, stellt sich neben Raimund und Vauvert nimmt hinter mir seinen Posten ein.

„Herr Raimund," nehme ich nun meinerseits das Wort, es scheint mir, wir könnten recht gut, ohne diese Herren zu belästigen, die Sache unter uns abmachen. Ich fürchte, die Frau Baronin möchte während unseres Kampfes naß werden, und Vauvert wäre gewiß lieber auf seinem Büreau als hier."

„Ja, das ist wahr," erwidert Vauvert, der sehnlichst fortzukommen wünscht. „Ich habe heute viele Geschäfte . . . und befürchte, von meinem Unteraufseher einen Verweis zu erhalten."

„Die Frau Baronin fürchtet kein Gewitter, sie sieht die kleinen Blitze recht gerne,“ sagt Herr von Witcheritche, so anmuthig lächelnd, daß seine beiden Mundwinkel sich bis an die Ohren hinaufziehen.

„Da nun diese Herren einmal gekommen sind, so sollen sie den Weg nicht vergeblich gemacht haben,“ sage ich, gleichfalls lächelnd; „ich nehme deßhalb Herrn Vauvert zum Sekundanten an.“ Vauvert fährt mit erschrockener Miene zurück.

„Beruhigen Sie sich,“ rufe ich ihm zu, „die Sekundanten schlagen sich selten; wenn ich jedoch falle und Sie mich rächen wollen, so steht das bei Ihnen. — Ich! mein theurer Freund . . . ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sehr ich Sie liebe . . . es sollte übrigens meiner Ansicht nach ein friedlicher Vergleich zu Stande kommen . . . Freunde müssen ihren Groll ablegen und sich aussöhnen . . . Herr von Witcheritche, wir dürfen nicht dulden, daß diese Herren sich schlagen.“

Den Baron scheint ein Gegenstand, den er in seiner Tasche hat, mehr zu beschäftigen, als unser Duell, und Vauvert sucht ihm mit Thränen in den Augen vergebens begreiflich zu machen, daß ich mich mit Raimund aussöhnen sollte. Doch mein Nachbar ist hartnäckig. — „Ich will mich schlagen,“ rnft er; „man beleidigt mich nicht ungestraft . . . Ich habe Herrn Gerville gesehen und weiß, daß er nicht mit Ihnen und Agathe dinirte . . . nun wissen Sie genug! . . . Auch meine Silhouette an der

Wand ... das ist ein Mißbrauch des Vertrauens! Sie müssen mir Rechenschaft geben, Herr Dorsan; diese Sache wird Aufsehen erregen! — Mein Gott! Herr Nachbar, ich stehe zu Ihren Befehlen ... Machen wir unsern Handel nur gleich ab, denn es wird regnen, und es thäte mir sehr leid, wenn diese Herren naß würden ... besonders da auch die Frau Baronin unter den Bäumen wartet. — Ich bin der Beleidigte und darf also die Waffen wählen. — Natürlich. — Ich weiß den Degen sehr gut zu führen ... denn ich habe Unterricht bei dem ersten Fechtmeister der Hauptstadt genommen; indeß schlage ich mich nur auf Pistolen, weil ich meine Vortheile nicht mißbrauchen will. — Das ist sehr edelmüthig von Ihnen; ich errieth Ihre Absicht zum Voraus und brachte deßhalb Pistolen mit."

Wie ich meine Pistolen aus der Tasche ziehe, sehe ich, daß Raimund erschrickt und sich entfärbt. Dann zieht er auch ein paar große Sattelpistolen heraus und präsentirt mir dieselben. „Schön," sage ich, es nimmt also Jeder die seinigen. — Nein, nein, stecken Sie die Ihrigen wieder in die Tasche; die meinigen müssen gebraucht werden. Sie sehen ja, daß ich mit meinen Pistolen zu sehr im Vortheil wäre gegen die Ihrigen, welche um zwei Zoll kürzer sind. — Ihr Benehmen ist vortrefflich. Wohlan denn, wie Sie wollen. — Ja, mein Herr, ich darf die Waffen wählen und schlage mich nur mit den meinigen. — Gut; rufen wir diese Herren, um zu laden."

Ich drehe mich um, um Vauvert zu suchen, der, seit wir die Pistolen in den Händen haben, an der Straße spazieren geht und nur nach langem Zögern den Entschluß faßt, uns näher zu kommen.

„Die Pistolen sind geladen," bemerkt Raimund; „dafür sorge ich immer zum Voraus. — Gewöhnlich, mein lieber Nachbar, müssen die Zeugen dieses thun. — Hierin vertraue ich nur mir selbst ... Uebrigens hat mein Freund Witcheritche sie untersucht, nicht wahr, Herr Baron?"

Der Baron wickelte gerade kleine Neufchateller Käse in doppeltes Papier, damit sie von dem Regen in seiner Tasche nicht zergehen möchten, was ihm große Unruhe zu machen schien. Er antwortete deßhalb auf die Anrede meines Gegners nur mit einem beifälligen Lächeln.

Aber was ich sehe, bestärkt mich in meinem Verdachte: Raimunds Muth kommt mir nicht natürlich vor; der Umstand, daß er sich nur seiner Pistolen bedienen will, und daß er dieselben zu Hause geladen hat, verräth eine Schelmerei, die ich entdecken will.

Er präsentirt mir seine Pistolen, mit der Bitte, eine davon zu wählen. „Auf wie viel Schritte wollen wir uns schießen?" frage ich ihn. — „Auf fünfundzwanzig."

„Mein Gott!" ruft Vauvert, „das heißt ja, einander die Pistole auf die Brust setzen ... Vierzig Schritt, meine Herrn; dies ist nahe genug ... — Nein, nehmen wir dreißig; mehr kann ich

nicht zugeben — Herr Baron, messen Sie doch die Schritte."

Nur ungern verläßt der Baron seine Käse, nachdem er dieselben vorher auf den Rasen gelegt und sorgfältig seinen Hut darüber gedeckt hat, denn es fängt bereits an heftig zu regnen. Endlich kommt er zu uns; ich nehme meine Stelle ein; der Baron macht Riesenschritte und ich sehe Raimund fast nicht mehr. Mein Sekundant hat dermaßen Angst, daß er nicht weiß, wo er sich aufstellen soll. Er bittet uns, wir möchten doch wohl Acht geben, daß wir uns in den Personen nicht täuschen; ich beruhige ihn. Herr von Witcheritche gibt das Signal, indem er den Takt schlägt, als handle es sich um ein Quartett von Haydn.

Raimund schießt; der Knall oder die Furcht macht, daß Vauvert zu Boden fällt und, mit dem Gesichte gegen die Erde gekehrt, liegen bleibt. Ich bin unversehrt; nicht einmal die Kugel hörte ich pfeifen.

Ich ersuche meinen Nachbar, es dabei bewenden zu lassen! — „Nein, nein, schießen Sie," ruft er mir zu. „Er ist ein Cäsar," sagt der Baron, welcher Raimunds Muth bewundert.

Ich will mich von der Wahrheit überzeugen ... Mein Sekundant liegt noch immer der Länge nach auf dem Boden; Herr von Witcheritche hat es für passend gefunden, sich weit hinweg hinter eine Baumgruppe zu begeben; mein Gegner wendet den Kopf rückwärts, in der Meinung, ich werde zielen,

was ich keineswegs zu thun Lust habe, obwohl ich überzeugt bin, daß seine Waffen nicht gefährlich sind; aber die Käse des Barons liegen nur zwei Schritte von mir entfernt und gegen diese schieße ich mein Pistol ab. Die Explosion schleudert den Hut hinweg und ein Papierpfropf hangt sich an die kleinen Neufchateller.

Während ich über mein Duell lache, kommt Raimund mit ausgestreckter Hand auf mich zu und ruft, sobald er mich erblickt: „Die Sache ist abgemacht, mein lieber Freund; ich habe Genugthuung; umarmen wir uns. — Wie?“ entgegne ich, „wollen Sie nicht wieder anfangen? Ich habe auch Waffen. — Nein, mein Freund; vergessen wir Alles . . . ich bitte Sie, umarmen wir uns. — Es sei! Ich werde thun, was Ihnen angenehm ist.“

Während mein Nachbar sich mir in die Arme wirft, läuft der Baron nach seinen Käsen und steht wie versteinert da, als er sie von kleinen Papierstückchen durchlöchert sieht.

„Diese Käse riechen nach Pulver,“ sagt er, sie beschnüffelnd. — „Ah! bitte tausendmal um Verzeihung, Herr Baron; aber da ich gegen meinen Nachbar nicht zielen wollte, so habe ich nach dieser Seite geschossen; es scheint mir, daß die Kugel sie durchbohrt hat.“

Raimund wird roth bis über die Ohren. Meine spöttische Miene läßt ihn fürchten, ich habe seine kleine Kriegslist errathen, aber ich will ihn des Vergnügens, überall mit seinem Duell prahlen zu

können, nicht berauben. Ich laufe jetzt nach meinem Sekundanten, der noch immer auf dem Boden liegt; ich ermuntere ihn zum Aufstehen, aber er rührt sich nicht und ich finde nun, daß der arme Teufel während unseres Zweikampfes in Ohnmacht gefallen ist. Ich rufe Raimund herbei; dieser hat ein Fläschchen vinaigre des quatre-voleurs in der Tasche und wir benetzen damit Vauverts Gesicht, bis er endlich zu sich kommt. Nachdem er sich befühlt und die Ueberzeugung gewonnen hat, daß er nicht verwundet ist, will er uns weiß machen, die Liebe zu uns Beiden habe ihm eine Ohnmacht zugezogen. Wir danken ihm und stellen ihn auf die Beine; aber Jeder muß ihn unter einem Arme nehmen, denn er ist noch nicht im Stande, ohne unsere Hülfe zu gehen.

Herr von Witcheritche umwickelt die Ueberbleibsel der Käse mit seinem Taschentuche und wir verlassen das Gehölz. Der Regen dauert fort; aber mein Sekundant kann nicht schnell gehen, und wir werden daher tüchtig durchnäßt. Raimund hat seine ganze Heiterkeit wieder erlangt und ist vollkommen zufrieden mit seinem Tagewerk. Er kennt Vauvert, und weiß, daß sein Duell bald das Gespräch sämmtlicher Musikliebhaber bilden wird, auch wenn er sich selbst nicht die Mühe nähme, es überall zu erzählen.

„Sie haben einen sehr großen Muth an den Tag gelegt, meine Herrn," sagt Vauvert unterwegs. „Welche Kaltblütigkeit, welche Ruhe! Das nenne ich Tapferkeit! . . . — Ja, ja, diese Herren haben große Courage. — Ha, mein Nachbar Rai-

mund ist kein Mann, wie ein Anderer; ich bin überzeugt, daß er sich wenigstens zehnmal täglich auf dieselbe Weise schlagen würde."

Raimund verneigt sich, ohne zu antworten. Vielleicht merkt er, daß ich weiß, wie er seine Pistolen ladet.

Endlich sehen wir die Frau Baronin unter einem großen Baume sitzen; ihr Gemahl nimmt sie am Arme und wir wenden nach der Barrière. — „Ich habe gewaltig Appetit," sagt Frau von Witcheritche zu ihrem Gemahle. — „Wir wollen jetzt diniren, Madame."

Das Pärchen grüßt uns und verdoppelt seine Schritte. Ich vermuthe, daß sie einen Traiteur aufsuchen, bemerke aber zu meiner Verwunderung, wie zwei große Hunde von der Barrière an dem Herrn Baron folgen, der sich vergebens Mühe gibt, dieselben fortzujagen. „Gehören diese Doggen dem Herrn von Witcheritche?" frage ich Vauvert. — „Nein, ich glaube nicht, ich habe bei ihm nur Penshér gesehen. — Sonderbar," sagt Raimund, „er muß in seiner Tasche etwas haben, das sie anlockt."

Ich suche einen Fiacre, aber des Regens halber sind bereits alle fort. Wir hatten Herrn von Witcheritche und seine Gemahlin schon aus den Augen verloren, als sich ein Geschrei vernehmen läßt. Bald gewahren wir, wie die beiden Doggen davon fliehen, der eine mit einer Cervelatwurst, der andere mit einem Stück Schinken. Der Baron und

die Baronin laufen den Hunden nach und rufen: „Haltet auf... Diebe!... Ah! Die verdammten Bestien... sie rauben unser Mittagessen!“

Die Frau Baronin minder stark, als ihr Mann, muß endlich stehen bleiben und erzählt uns, wie die beiden Doggen dem Herrn Baron das Mittagessen, welches sie mit ihrem lieben Manne auf der Bank zu verzehren gedachte und das er ihr schon längst als eine kleine Fete versprochen.

Während wir die arme Frau trösten, läuft Herr von Witcheritche, nicht gesonnen, seine Cervelatwurst und den Schinken aufzugeben, hinter den Hunden her und wirft Steine gegen sie. Bereits hat er einen getroffen, und dieser läuft nun etwas langsamer; in der Hoffnung, auch den andern, der gerade die Barrière passiren will, zu erreichen, schleudert er mit aller Kraft einen Kieselstein nach ihm. Aber anstatt die Dogge zu treffen, fährt der Stein einem Zolloffizianten ins Auge, der gerade zum Himmel aufblickt, um zu sehen, ob das Gewitter sich entferne.

Der arme Mann stürzt mit dem Rufe: „Ich bin todt!“ Seine Kameraden laufen herbei: „Einer von den Hunden, der so eben die Grenze der Stadt überschreitet, rennt dem Zollbeamten zwischen die Beine und läßt ihn stolpern. Der zweite Hund, welcher sich retten will, wird von dem Herrn Baron festgehalten, der nur seinem Diner nachjagt und sich um die ganze übrige Welt nichts bekümmert. Endlich ergreift er die Dogge am Schwanze

und es entspinnt sich zwischen ihm und dem Hunde, der die Cervelatwurst nicht lassen will, ein Kampf. Die Soldaten vom Wachposten laufen auf das Geschrei der Offizianten herbei. Die kleinen Gefährte müssen anhalten; die bürgerlichen Wagen können nicht mehr weiter; Niemand darf den Weg passiren, bevor man weiß, um was es sich handelt. Die Menge wächst; mit jedem Augenblick strömen Neugierige herbei und es werden die seltsamsten Muthmaßungen aufgestellt. „Es werde ein bedeutender Gefangener arretirt, als er gerade die Stadt verlassen wollte, und wie es scheint, hat er die Offizianten, welche sich seiner bemächtigten, verwundet. — Nein, man hat Schmuggelwaaren in einem dieser Gefährte entdeckt."

Mitten in diesem Tumulte, den das Bellen der Hunde noch vermehrt, ruft der Baron mit triumphirender Stimme: „Ich hab's, ich hab's!" und hebt seine Cervelatwurst, die er seinem Gegner aus dem Rachen gezogen hat, in die Höhe; dann, ehe der arme Teufel, den er so schwer getroffen hat, wieder zu sich kommt, verschwindet Herr von Witcheritche in dem Gedränge und sucht seine Frau auf, während die Zollbeamten, die Soldaten und Zuschauer noch immer nicht wissen, um was es sich handelt.

Die Frau Baronin hat ihren Gemahl gefunden; Vauvert ist im Stande, allein zu gehen; Raimund spielt wieder den Höflichen. Ich trenne mich von der Gesellschaft und fahre in einem Cabriolet nach Paris.

Zweites Kapitel.

Eine kleine Abhandlung, welche nichts Unterhaltendes darbietet.

Erst nach fünf Uhr komme ich in Carolinens Wohnung; mein Duell und seine Folgen haben meine Abwesenheit verlängert. Sie schmält mit mir, daß ich, ohne sie zu wecken, ausgegangen sei und sagt, sie habe fortwährend mit der größten Ungeduld auf mich gewartet. Lieber wäre es mir gewesen, wenn sie sich gelangweilt hätte, doch ich begreife, daß sie hinlänglich beschäftigt war; in einem neuen Logis gibt es tausenderlei zu thun und dann mußten auch die nöthigsten Einkäufe besorgt werden: man zeigt mir einen sehr eleganten neuen Hut und probirt ihn vor meinen Augen, übrigens ein zwanzigjähriges Mädchen mit hübschem Gesicht und anmuthiger Gestalt könnte einen Zuckerhut aufsetzen und wäre noch schön. Caroline gefiele mir jedoch besser in einem Häubchen . . . indeß werde ich mich daran gewöhnen.

Die übrige Toilette muß natürlich dem Hute entsprechen. Ich wundere mich oft über die Wichtigkeit, welche die Frauenzimmer allen jenen Fahnen und Bagatellen, die man Schmuck nennt, beilegen; mit welch feiner Berechnung sie eine Blume oder ein Band anbringen; mit welcher Sorgfalt sie eine Garnitur, ein Bouquet oder eine Haarlocke ordnen! Dies Alles ist manchmal das Ergebniß mehrer Tage tiefen Nachdenkens. Aber machen wir ihnen deßhalb keinen Vorwurf! Es geschieht ja um unsertwillen.

Wir wären sehr undankbar, wenn wir das tadelten, was man uns zu gefallen thut.

Caroline hat sich ganz verändert; sie trägt ihren neuen Schmuck mit vieler Behaglichkeit; es ist nicht mehr die Grisette aus der Rue des Rosiers, sondern die Kokette aus der Chaussée d'Antin. Die Frauenzimmer bilden sich in Allem weit rascher aus als wir. Sehet diesen Bauer: nach einem dreimonatlichen Aufenthalte in der Stadt ist er noch linkisch und unbehülflich! Dieses junge Bauernmädchen aber hat erst seit acht Tagen ihre Heimath verlassen und bereits kennen ihre Eltern sie nicht mehr . . . vielleicht wird bald auch sie ihre Eltern nicht mehr kennen.

Vierzehn Tage sind verstrichen, seit Caroline ihr kleines Logis in der Rue Caumartin bewohnt. Ich sehe sie täglich, wage aber nicht zu behaupten, daß es Liebe ist, was ich für sie fühle, wenigstens ist diese Liebe nicht sehr leidenschaftlich; doch gefällt sie mir immer gleich gut; ich glaube, daß sie mich mehr liebt, als im Anfange unserer Bekanntschaft; wenigstens sagt sie mir dies.

In manchen Erwartungen sehe ich mich getäuscht; denn sie geht nicht mehr in ihr Magazin und arbeitet auch zu Hause nicht; dagegen spielt sie in Manieren, Ton und Haltung die vornehme Dame. Ich schlage ihr allerdings nichts ab, so oft ich auch den Entschluß fasse, meine Ausgaben einzuschränken . . . Wie könnte man einem hübschen Mädchen etwas verweigern, das uns mit rührender Stimme

bittet und diese Bitten mit ihren Zauberblicken unterstützt? Ich wenigstens besaß niemals die Kraft, eine ernstliche Einsprache dagegen zu thun ... es ist vielleicht mein Unglück.

Ich finde allmählig, daß das, was ich Fahnen nannte, ein sehr wichtiges Kapitel ist, wenn man eine Frau unterhält. Ich ruinire mich durch Bagatellen: alle Tage gibt's ein Kleid, ein Halstuch, einen Shawl, einen Hut zu bezahlen! Ich weiß nicht, wie Caroline rechnet; aber sie beweist mir immer, daß Dieses oder Jenes gegenwärtig Mode sei und daß sie es demzufolge haben müsse; ich aber denke zu billig, um einem Frauenzimmer das Nothwendige zu verweigern. Jedoch mein Einkommen reicht nicht aus; ich entlehne also und stecke mich in Schulden. Wie stände es erst, wenn sie auch das Ueberflüssige haben wollte!

Alle zwei Tage finde ich, nach Hause zurückkehrend, ein Bouquet an meiner Thüre. Meine kleine Nicette vergißt mich nicht und doch besuche ich sie nie; wenn ich an ihrer Bude vorübergehe, so geschieht es ohne einen Gedanken an sie, ohne einen Blick ihr zuzuwerfen. So oft ich indeß ihr Bouquet finde, fasse ich den Entschluß, ihr meinen Dank abzustatten; aber Caroline nimmt mich so sehr in Anspruch, daß ich keinen freien Augenblick habe; jeden Tag gibt's eine neue Lustpartie, und ich habe niemals den Muth, ihr etwas abzuschlagen, besonders da sie mir alle ihre Pläne höchst plausibel zu machen weiß. Ihre Anmuth entzückt,

ihr Geist verführt, ihre Heiterkeit ergötzt mich; die Schelmin weiß alle Gaben, welche die Natur ihr verliehen, aufs Trefflichste anzuwenden.

Eines Morgens erhalte ich ein Billet von unbekannter Hand. Es kommt von Frau von Marsan, die mir höchst liebenswürdige Vorwürfe macht, daß ich meinem Versprechen zuwider ihre musikalischen Soiréen nicht besuche. Sie ladet mich nun zu einem kleinen Feste ein, das sie in ihrem Landhause geben will.

Frau von Marsan hatte ich beinahe vergessen, denn ich vergesse sehr oft, was mich den Abend vorher in Flammen setzte, was ein großes Glück ist, wenn man leicht in Flammen geräth, und was mir den Beweis liefert, daß das Herz keinen Theil an den Thorheiten nimmt, die wir Liebe nennen.

Ich will dieses Fest besuchen, denn Caroline soll mich nicht um alle meine Bekanntschaften bringen; ich will nicht auf die Gesellschaft und die vornehme Welt verzichten, weil sie mich nicht dahin begleiten kann. Dieses Mädchen hat mich bereits allzuviele Thorheiten begehen lassen... Meiner Schwester, die mich täglich erwartet, habe ich noch nicht einmal geantwortet! Ach! ich bin durchaus nicht mit mir zufrieden! Aber der Strom reißt mich fort; ich gebe nach und schließe die Augen.

Es kommt Jemand zu mir... mein Nachbar Raimund; ich habe ihn seit dem Tage unseres famosen Duells nicht mehr gesehen. Sicherlich weiß er, daß ich seine falsche Bravour nicht mißkenne,

ich, der von seinem Schrecken bei der galanten Partie Zeuge war. Ich erfuhr zwar, daß er mit seinem Muthe überall prahlte und Jedermann sein Duell erzählte, aber er vermied es bisher immer, mit mir in einer Gesellschaft zusammenzutreffen: meine Gegenwart hätte seine Erzählung von unserem Zweikampfe gestört. Ich möchte doch wissen, was er jetzt von mir will.

„Guten Tag, mein lieber Freund . . . Wie geht's mit Ihrer Gesundheit? — Wie ich glaube, ziemlich rasch . . . ich lebe gleichsam im Galopp. — Man muß weise sein, Herr Nachbar. — Das sagen Sie, Herr Raimund! Wie steht's denn mit Agathe? — O, ich sehe sie nicht mehr; unser Verhältniß ist für immer abgebrochen. Ich will auch nichts mehr von diesen Jüngferchen . . . man verbraucht ein Heidengeld . . . — Und schlägt oft nicht einmal die Unkosten heraus. — Solche Jüngferchen wissen einen Mann nicht einmal zu würdigen, machen keinen Unterschied zwischen einem Poeten und einem Packknecht. Wenn man nur Geld in der Tasche hat, wenn man sie nur vom Morgen bis zum Abend mit Bonbons, Leckereien, Gefrorenem und Syrup füttert; wenn man ihnen nur sagt, wie anbetungswürdig sie sind; wenn man mit ihnen nur ins Theater oder aufs Land fährt; wenn man ihnen nur alle Fetzen kauft, die sie wünschen: dann, ja dann sind sie zufrieden. Im Uebrigen mag man dumm wie ein Ochs, grob wie ein Sackträger und geckenhaft wie ein italienischer Virtuose sein, man

ist doch in den Augen dieser Dämchen lieb zum Fressen. — Es liegt viel Wahres in dem, was Sie da sagen, Herr Nachbar; im Allgemeinen aber verdirbt die Schmeichelei Männer und Weiber; werfen wir uns ihnen nicht zu Füßen, so können sie auch nicht auf uns herabsehen. Die Schmeichler, die Höflinge, die Speichellecker schleichen sich überall ein und verderben oft das glücklichste Naturell. Leider sind die Könige mehr als alle Anderen von diesem knechtischen Schwarm umgeben, der fortwährend Lobhudeleien in ihre Ohren summt. Ludwig XI. hatte mehr Höflinge, als Ludwig XII., Karl IX. mehr Schmeichler, als Heinrich IV.; Richelieu und Mazarin thaten keinen Schritt, ohne von einer Menge Höflinge umgeben zu sein; man fürchtete sie, man zitterte vor ihnen, aber man demüthigte sich, man machte Verse auf sie. Sully und und Colbert hatten Bewunderer, die Schmeichler aber wußten sie ferne zu halten; sie dachten zu edel als daß ihnen Leute nahen durften, welche sie verachteten. Wenn häufige Huldigungen die menschliche Eitelkeit nicht kitzelten, wenn viele Lobsprüche uns nicht ein allzugroßes Vertrauen auf unser Verdienst einflößten, wie manchen Fehler hätten dann jene Helden, jene großen Heerführer vermieden, die in mißlicher Lage den Rath weiser Männer verschmähten, weil sie nur an die Lobsprüche der Schmeichelei gewöhnt waren, weil sie sich für unbesiegbar hielten, weil tausend Stimmen ihnen dies wiederholt hatten und weil derjenige, den

man den Halbgöttern gleichstellt, nicht leicht den Rath anderer Menschen annimmt!

„Die verderblichen Folgen der Schmeichelei zeigten sich schon in den ältesten Zeiten. Durch Schmeichelei verführte die Schlange das erste Weib. Seit jener Zeit verführen wir fast immer durch dasselbe Mittel diese Damen. Die Schmeichelei hat Antonius und Nebukadnezar, Semiramis und Maria Stuart, Cinq-Mars, Monmouth, Cleopatra und Marion Delorme zu Grunde gerichtet; Simson ließ sich die Haare abschneiden, während er auf die Liebkosungen Delila's hörte; Holofernes ließ sich den Kopf abhauen, nachdem Judith's lockende Stimme Gnade vor ihm gefunden hatte; verblendet durch seine Siege begrub Karl XII. seine Armee in den Ebenen von Pultawa; und auf sein Glück pochend wollte der Marschall von Villeroi bei Ramillies eine Schlacht liefern. Weil das Lob uns gegen unsere eigenen Fehler blind macht, so bleiben wir auf der Straße der Mittelmäßigkeit stehen, während wir vielleicht vermöge unserer Naturanlagen uns über das Gewöhnliche erheben könnten. Während wir das Ohr den strengen Mahnungen der Wahrheit verschließen, halten wir die Eigenliebe für Genie, die Eitelkeit für Verdienst, die Gewandtheit für Talent. Wie viele Künstler, die unser Urtheil einholen, wollen nur Complimente hören! Man versichert ihnen, alle ihre Werke seien Meisterstücke und nicht der geringste Fehler daran! Wer nun dieses Ziel erreicht hat, gibt sich keine Mühe mehr,

denn er hält Alles, was aus seinen Händen hervorgeht, für vollkommen.

„Aber die Höflichkeit verlangt, daß wir nicht immer sagen, was wir denken. Gesetzt, ein Dichter liest uns seine Verse vor und dieselben sind schlecht, so werden wir ihm dieses nicht sagen, falls er nicht unser Freund ist; denn wir haben ganz und gar keine Lust, alle Fehler und Lächerlichkeiten zu rügen; dadurch würden wir uns zu viele Feinde erwecken, weil man diese Rolle höchstens im Theater duldet. In der Welt aber will man lieber friedlich für sich leben, als seine Zeit damit verlieren, daß man Andere zu bessern sucht.

„Wenn wir indeß aus Höflichkeit unsere Gedanken zurückhalten, so brauchen wir dagegen noch keineswegs das zu sagen, was wir nicht denken. Wenn man mir abscheuliche Verse vorliest, so werde ich schweigen, aber nicht behaupten, sie seien entzückend, ja ich werde mir sogar gegen den Verfasser derselben einige Bemerkungen erlauben. Ich kann niemals ein Porträt für getroffen erklären, wenn ich es fehlerhaft finde; ebensowenig kann ich Jemand wegen seines Gesanges loben, wenn er mir die Ohren vollgeschrieen hat.

„Besonders gegen aufkeimende Talente muß man mit dem Lobe sparsam sein, wenn sie nicht anders ersticken sollen; die Schmeichelei hat schon oft den Flug eines Genies gehemmt, welches im Wahne der Vollkommenheit sich die Mühe der weiteren Ausbildung ersparen will. Ohne Zweifel ist es

einem Vater zu verzeihen, wenn er seinen Sohn für ein Wunder von Schönheit, Geist und Talenten hält: die väterliche Liebe kann leicht irre leiten; aber wahren wir wenigstens unsere Ueberzeugung, nöthigen wir ja nicht die Fremden, bei der Erzählung eines Schelmenstreichs in Verzückung zu gerathen, mit andächtiger Stille eine schon oft heruntergehaspelte Fabel anzuhören und voll Bewunderung vor triefenden Augen, platter Nase und weit herabhängendem Kinne stehen zu bleiben, welche Reize nur einen Vater bezaubern können. Wenn es weniger Schmeichler gäbe, wie viele Leute, die jetzt unerträglich sind, weil man sie verdorben hat, würden dann die Zierde der Gesellschaft ausmachen! Man spare den Enthusiasmus für die Dichter und Künstler, welche durch ihre Talente über jedem Lob erhaben stehen. Ohne Zweifel mußten Molière's und Voltaire's Zeitgenossen diesen hohen Geistern die verdienten Huldigungen darbringen; aber solchen Männern bezeugt man nicht durch fade Complimente, durch eitle Lobsprüche seine Bewunderung; große Talente sind stolz auf den Beifall der Gebildeten, sie verachten dagegen die niedrige Schmeichelei der Thoren.

„Als Voltaire Ferney bewohnte, unterließen die Reisenden, welche vermöge ihres Ranges oder ihrer Verdienste Zutritt bei ihm zu erhalten hofften, niemals, selbst wenn sie einen Umweg machen mußten, die Einsiedelei des Philosophen zu besuchen; Jeder war begierig, den außerordentlichen Mann zu sehen,

dessen Genie die Welt in Staunen versetzte. Geistreiche und gebildete Leute, dachten nur an das Vergnügen, welches sie aus seinen Worten schöpfen würden; die Dummköpfe aber (denn auch diese wollten mit Voltaire plaudern) beschäftigten sich vor Allem mit dem Gedanken, was für eine Figur sie vor dem Philosophen spielen sollten, um ihm ihre Bewunderung gehörig an den Tag zu legen. Voltaire benahm sich liebenswürdig gegen die Erstern; als aber eine Dame beim Anblicke des großen Dichters es für passend hielt, einen Schrei auszustoßen und ohnmächtig zu werden, so zuckte der Philosoph die Achseln und kehrte ihr den Rücken.

„Große Genies sind selten, große Talente sind liebenswürdig und bescheiden; die aber auf halbem Wege stehen bleiben, während sie es hätten weiter bringen können, athmen mit Wollust den Weihrauch, den man ihnen mit verschwenderischer Hand anzündet. Wie sollte sich ein junger Mensch, dessen Stimme weiter nichts als angenehm ist, nicht für einen Lais oder Martin halten, sobald man ihn auf eine unsinnige Weise verhätschelt. Er wird zum Singen eigentlich gezwungen; noch ehe sie ihn gehört haben, gerathen die Frauenzimmer vor Bewunderung schon außer sich; sie rühmen ihn im Voraus bei ihren Nachbarn: es ist köstlich! göttlich! entzückend! Und solche Worte vernimmt das Ohr des Virtuosen, der endlich in die Wünsche der Versammlung sich fügt und nach der herkömmlichen Ziererei eine Romanze höchst mittelmäßig singt, aber noch nicht

vollendet hat, als der Beifallssturm losbricht, während der unparteiische Zuhörer, der etwas ganz Anderes erwartete, kaum seinen Ohren trauen kann.

„Sehen Sie, mein lieber Herr Nachbar, ich habe mich niemals so weit erniedrigt, die Menge derer, welche sich um jene Wunder der Gesellschaft drängen, bei denen ich immer nur eine maßlose Eigenliebe fand, zu vermehren, oder die Schaar der Anbeter einer Dame à la mode, deren Koketterie so weit geht, daß ich für sie und für ihre Verehrer erröthe, zu vergrößern. Allerdings liebe ich eben so sehr als jeder Andere ein hübsches Frauenzimmer; ich würde ihren Reizen zuerst huldigen; aber muß man sie deßhalb unaufhörlich bis in die Wolken erheben, muß man sie mit Complimenten überhäufen, welche, wären sie auch nicht übertrieben, doch für diejenige, der sie gelten, ermüdend sein müssen? Sollte sie keinen Schritt thun können, ohne daß ich ihre Tournüre, ihre Taille, ihren Gang, ihren Fuß, ihre Anmuth rühme? Sollte sie nicht lächeln dürfen, ohne daß ich über ihre Zähne, ihren Mund und den Ausdruck ihrer Augen in Verzückung gerathe? Sollte sie kein Wort sprechen können, ohne daß ich ihren Geist, ihre Freiheit, ihren Tact, ihren Scharfsinn und den lieblichen Ton ihrer Stimme bewundere? Ich kann dies Alles denken, werde es aber nicht sagen, denn ich würde befürchten, diejenige, der ich diese Complimente mache, möchte darüber erröthen. Freilich hält man mich für nicht sehr galant; dies schadet mir vielleicht bei einigen Damen;

aber ich kann und will mich nicht ändern; wenn Jedermann wie ich handelte, so gäbe es gewiß weniger Eitelkeit und Anmaßung bei den Männern, sowie weniger Koketterie und Vapeurs bei den Frauen; man würde sich mehr Mühe geben, liebenswürdig zu sein und zu gefallen, und dabei würde Alles gewinnen. Was halten Sie davon, Herr Nachbar?"

Ich bemerke, daß mein Nachbar nicht mehr auf mich hört; er untersucht die Orangenblütenbouquets, welche mein Kamin schmücken, und scheint mit Neugierde die älteren zu betrachten, welche ich auf meiner Kommode gesammelt habe, nachdem ich die Blumen, die sich nicht conserviren, herausgezogen.

„Sie scheinen ein großer Liebhaber von Orangenblüten zu sein," sagt mein Nachbar endlich. — Allerdings. — Es ist ein höchst angenehmer Geruch . . . Sie haben da zwanzig Bouquets. — Ich zählte sie nicht. Aber wollen Sie mir doch gefälligst sagen, weßhalb Sie mich diesen Morgen besuchen, denn ich vermuthe, daß Sie wegen irgend Etwas gekommen sind. — Ja . . . über diese Bouquets hatte ich es vergessen . . . Ich erhielt von Frau von Marsan eine Einladung zu einem Fest, das sie übermorgen in ihrem Landhause geben wird; ich vermuthe, Sie werden auch hingehen, und mache Ihnen nun den Vorschlag, daß wir uns gemeinschaftlich nach dem Landhause dieser Dame begeben wollen. — Recht gerne; Sie kennen den Weg und werden also mein Führer sein. — Mit dem

größten Vergnügen ... Wie kommen wir aber hin? — Wir werden ein Cabriolet miethen, das uns zu jeder beliebigen Stunde wieder zurückbringt. — Gut; ich hatte mir anfangs vorgenommen zu reiten, denn ich liebe das Reiten ganz besonders und beobachte dabei eine mir eigenthümliche Methode... — Ich zweifle keineswegs an Ihrer Reitkunst; aber wir können ein Fest bei Frau von Marsan doch nicht in Stiefeln besuchen, und also dürfen wir auch nicht reiten. — Ganz recht ... Ich werde ein hübsches Cabriolet herbeischaffen, denn ich kenne einen Wagenvermiether; um welche Zeit fahren wir ab? — Um sieben Uhr; dann kommen wir um acht Uhr, gerade zur rechten Zeit, an. — Das ist also abgemacht ... Ich denke, daß wir uns herrlich amüsiren werden, denn ich kenne die ganze Gesellschaft und werde sie sogleich auf's Laufende bringen. — Ich glaubte, Sie wären noch nicht zweimal bei Frau von Marsan gewesen. — O das thut nichts; ich kenne Alles auf einmal, denn ich habe einen gewissen Tact ... einen Ueberblick ... das macht die Gewohnheit ... Falls man Komödie spielen wollte, habe ich eine so eben vollendete Oper bei mir, die ich Ihnen unterwegs vorlesen werde. — Das wird mir ein großes Vergnügen gewähren. — Ich will jetzt nur noch die letzte Hand dran legen ... Donnerstag also, Herr Nachbar. — Donnerstag."

Raimund verläßt mich und ich besuche jetzt Caroline. Ich bemerke sie an ihrem Fenster; seit einigen Tagen sitzt sie sehr häufig vor demselben, be-

sonders wenn sie allein ist. Es geschieht ohne Zweifel, um mich schon von weitem kommen zu sehen. Sie scheint mir noch liebenswürdiger, fröhlicher, reizender, als gewöhnlich; die Lust strahlt aus ihrem Auge. O sie liebt mich wirklich; ihre Seele ist dankbar, ihr Herz gefühlvoll; sie ist nur kokett, um mir zu gefallen. Sie wollte, um sich ganz hinzugeben, Jemand finden, der ihrer Liebe würdig wäre; ihr Herz hat mich auserkoren, und ich bin überzeugt, sie wird mir treu bleiben. Ich dachte wohl, daß ich mit ein wenig Geduld eine solche Geliebte finden würde.

Drittes Kapitel.

Die Landpartie.

Heute fahre ich nach dem Landgute der Frau von Marsan. Ich habe Carolinen gesagt, daß sie mich diesen Abend nicht sehen werde; sie schien sehr betrübt darüber, obgleich es gestern einen kleinen Streit zwischen uns gab, und zwar eines gewissen Kaschemirs halber, nach dem sie die größte Lust bezeugt, und den ich ihr nicht kaufen will. Ich gab ihr zu verstehen, sie bedürfe keines Kaschemirs, um reizend zu sein, und sie gefalle mir besser in einer eleganten aber einfachen Kleidung. Hierauf schieden wir als die besten Freunde von der Welt.

Es schlägt sieben Uhr; meine Toilette ist fertig. Die Portière bringt mir die Nachricht, es warte

drunten im Hofe ein Cabriolet auf uns. Wenn Raimund will, können wir abreisen; aber was thut er denn so lange zu Hause? . . . Ich werde ihn holen.

Mein Nachbar zieht gerade die Hosen an. — „Wie, Herr Nachbar, Sie sind erst so weit? — O, ich werde in einem Augenblicke parat sein. — Ich wette, Sie sind es in einer halben Stunde noch nicht. — Bah! Sie werden sehen, wie geschwind ich bin . . . Betrachten Sie indessen meine Wassermalereien . . . meine Skizzen . . . Es sind hübsche Sachen darunter. Wenn ich mehr Zeit hätte, so würde ich mich auch auf die Oelmalerei legen und die Kunstausstellung beschicken; aber ich bin niemals mein eigener Herr. — Ich rathe Ihnen, bei der Wassermalerei zu bleiben; diese Stücke sind ausgezeichnet. — Nicht wahr? Das ist burlesk, originell, ganz in Callots Manier . . . Sehen Sie da die Susanna im Bade? — Ich glaubte, es sei die Versuchung des heiligen Antonius. — Ah! weil es noch nicht fertig ist . . . Und mein kleiner Däumling? hu! — Ich hielt ihn für Blaubart. — Natürlich, weil er die Siebenmeilenstiefel trägt. — Nur etwas rasch, Herr Nachbar; wie, Sie sind noch immer an ihrer Hose? — Ja, bedenken Sie, dies ist eben ein delikater Theil der Toilette. — Aber man trägt jetzt sogar auf Bällen nur Pantalons. — Hat man gleich mir so ein Bein und eine Wade, woran ein Künstler Studien machen könnte, so zeigt man sie eben nicht ungerne . . . Wollen Sie meine letzten Verse

auf den Tod des Lieblingshundes der Marquise Desormeaux lesen? — Danke schön; ich bin Ihnen sehr verbunden. — Sie hatten ausgezeichnete Erfolge ... Alle Damen sagten lächelnd, sie würden bei mir die Grabschriften ihrer Männer bestellen. Der Anfang des Gedichtes ist köstlich:

O Naturhund, treues Thier!"

— Den Ausdruck Naturmensch habe ich schon gehört, aber noch nie wurde meines Wissens dieses Epitheton einem Hunde beigelegt. — „Sie glauben also, mein lieber Herr Nachbar, daß es auch verdorbene Thiere gibt? — Warum nicht? — Sie sehen es ja alle Tage. Jene armen Thiere, die man tanzen, Complimente machen und andere Kunststücke aufführen läßt, haben eine Erziehung genossen. Der Hund der Marquise lebte nur nach seinem eigenen Willen; er biß Jedermann, der sich seiner Gebieterin näherte, und sprang während des Diners auf den Tisch, um sein Fressen selbst aus den Schüsseln und Tellern zu holen. Dies ist Naturell; und ich behaupte, daß der Ausdruck Naturhund eine außerordentlich glückliche Idee ist. — Gut, Herr Raimund, aber sputen Sie sich doch auch ein wenig; wenn Sie zu jedem Theile ihrer Toilette so viel Zeit brauchen, so werden wir erst Nachts ankommen ... — Jetzt bin ich fertig, habe die Schuhe und Hosen an ... aber mir scheint's, als ob die Hosen hinten eine Falte schlagen. — Wenn Sie den Rock anhaben, so sieht mans nicht. — Ja, aber beim Gehen oder Tanzen öffnet sich der Rock. — O, diese Falte hat

nichts zu bedeuten; glauben Sie denn, die Gesellschaft werde ihren Hintern betrachten? — Hören Sie, eine Falte kann die Tournüre sehr beeinträchtigen; die Frauenzimmer bemerken Alles. — Die, welche sich um solche Dinge kümmern, müssen bei einer großen Reunion erstaunlich Vieles zu thun haben. — So, jetzt geht's besser . . . Ah! die Cravatte! — Dies wird lange dauern. — Ganz und gar nicht . . . diese Partie habe ich studirt, und nun gibt sich Alles von selbst . . . Soll ich die Spitze oben oder unten anbringen? — Wo Sie wollen; aber beeilen Sie sich nur. — Ah! ich will Sie horizontal binden . . . Wie gefällt Ihnen diese Schleife? — Ausgezeichnet gut! . . . Sie sind superbe. — Superbe ist zu viel gesagt, aber ich glaube, daß ich ziemlich hübsch bin . . . ich brauche nur drei Nadeln hineinzustecken . . . — Ach mein Gott! wir werden um acht Uhr nicht fortkommen. — Zum Teufel! das bringt mich in eine schöne Verlegenheit . . . ich hätte früher daran denken sollen. — Was denn? Haben Sie noch ein kleines Geschäft? — Ich weiß nicht, ob ich diesen Türkis über oder unter meinen Smaragd stecken soll. — Mordelement! Herr Raimund, ich verliere die Geduld . . . ich gehe ohne Sie fort. — Da bin ich, da bin ich, Herr Nachbar. Meiner Treu', es gehe wie es mag, ich stecke den Türkis unten hin. — Gottlob! — Jetzt Rock, Hut und Handschuhe . . . Sie sehen, ich bin parat. — Das ist erstaunlich . . . Jetzt aber schnell fort. — Ja, schnell! . . . Ah! erlauben Sie, ich vergaß ein parfümirtes Taschentuch."

Endlich gehen wir. Nachdem Raimund seine Thüre geschlossen, bemerkt er, daß er seinen Brillant noch nicht an den kleinen Finger gesteckt hat und geht wieder hinein, um dieses nachträglich zu thun. Wir steigen die Treppe hinab, aber auf dem zweiten Stocke findet er seine Oper nicht in der Tasche, und geht wieder hinauf, um dieselbe zu holen. Im Hofe angekommen, fällt ihm ein, daß er seine Lieblingsromanzen vergessen, und da man ihn leicht zum Singen auffordern könnte, so muß ich abermals warten, bis er dieselben heruntergeholt hat. Ich gelobe mir, nicht mehr mit Herrn Raimund zu reisen. Endlich besteigen wir um ein Viertel auf neun Uhr das Cabriolet; jetzt vermißt er auch seine Lorgnette, aber diesmal bin ich unerbittlich; ich peitsche das Pferd und wir fahren ab.

Die Nacht verhindert Raimund, mir seine Oper vorzulesen; jedoch will er mir als Entschädigung den Inhalt derselben erzählen. Schon über eine Stunde spricht er von einer spanischen Prinzessin und einem arabischen Prinzen, ihrem Liebhaber, während ich an Frau von Marsan denke, die ich gerne sehen möchte und die ich unbegreiflicher Weise so lange Zeit vernachläßigt habe. Als wir St. Denis erreichen, ist es bereits halb zehn Uhr und ich fluche über Raimund, dessen Langsamkeit und dummes Zögern uns sicherlich viel zu spät ankommen läßt.

„Ist's noch weit?“ frage ich meinen Nachbar vor St. Denis draußen. — Nein, etwa noch eine

Viertelstunde ... Ich sagte Ihnen, meine Prinzessin, die man aus dem brennenden Palaste rettet, müsse am Ende des zweiten Actes in Ohnmacht fallen ... — Sie kennen den Weg, nicht wahr? — Ja, ja, nur immer vorwärts; ich werde Sie nicht irre leiten. Im dritten Acte, wenn der Vorhang aufgeht, schläft die Prinzessin im Lager ihres Geliebten auf einer Kanone ... — Waren Sie schon in diesem Landhause? — Einmal; aber das genügt: ich habe ein sehr zuverlässiges Gedächtniß! ... Die Soldaten sind auf ihren Piken ... oder auf ihren Gewehren eingeschlafen, denn ich weiß nicht gewiß, ob sie unter König Ferdinand Piken hatten; das thut übrigens nichts. Der Prinz kniet vor der noch immer ohnmächtigen Prinzessin und singt ihr ein süperbes Aragio aus D-moll vor, um sie aufzuwecken... Ich habe auch die Musik dazu gemacht... Haben Sie jetzt einen Ueberblick? — Ja, ja, aber wenn Sie Ihren Prinzen und Ihre Prinzessin nicht in Ruhe lassen, so werden wir bald nach Montmorency kommen, und das kann doch sicherlich unser Weg nicht sein; auch habe ich jetzt Ihre Fabeln lange genug angehört. Da, wenn Sie den Weg so genau kennen, nehmen Sie die Zügel und fahren Sie selbst. — O, recht gerne ... Ich wette, daß wir kaum noch zweihundert Schritte von Frau von Marsan entfernt sind. — Ich sehe indeß kein Licht. — Natürlich, weil es sehr finster ist ... Dieser Teufel von einem Pferd scheint mir hartmäulig. — Sie quälen das Thier zu sehr. — Ah! ich bemerke

Etwas ... Kutscher, was ist das für ein Ort? ... — Montmorency, mein Herr, ruft unser Jockey.

„Ei! Herr Raimund, Sie wollen doch Alles wissen! Sie sind ein schlauer Mensch! — Werden Sie nicht böse, Herr Dorsan, wir schlagen dort den Weg links ein; ich erinnere mich jetzt, daß derselbe geradezu nach dem Landhause der Frau von Marsan führt. — Ich hielte es für's Beste, nach Paris zurückzukehren ... wahrscheinlich gibt's auch ein Gewitter. — Was thut's? Das Fest findet im Hause Statt. — Das Fest! Zum Henker! wir werden erst um elf Uhr ankommen. — Nein, um zehn Uhr; ich will die verdammte Bestie peitschen. — Nun ist mir Alles einerlei, ich habe meinen Entschluß gefaßt. — Man verlangt sehnlich nach uns, das weiß ich gewiß! ... Vorwärts, Mähre! vorwärts! — Sagen Sie lieber, daß man nicht mehr an uns denkt. — O, Leute, wie wir, werden nicht so leicht vergessen. Hi! ho! du Schinderskochen! — Geben Sie Acht, Sie peitschen das Pferd zu stark ... Sehen Sie, es wird scheu ... — Ach Gott! es geht durch! — Halten Sie es; ziehen Sie doch die Zügel an ... — Ich kann's nicht aufhalten, mein lieber Freund ... Ich zerre ja aus allen Kräften ... Ach Gott! es läuft quer über die Felder ... wir sind verloren. — Erschrecken Sie nicht ... es wird schon stehen bleiben ... Jockey, steig ab und halte das Pferd auf!“ ...

Unser Jockey ist mit einem Sprunge auf dem Boden, folgt uns aber nicht, weßhalb ich fürchte,

er möchte sich verletzt haben. Das Pferd galoppirt immer über Wiesen, Wege und Ackerfelder. Ich habe meinen Nachbar, der weder sieht noch hört, sondern an allen Gliedern zittert und laut um Hülfe ruft, die Zügel abgenommen. Zu allem Unheile bricht jetzt auch das Gewitter aus, der Regen stürzt in Strömen herab und der Wind schlägt uns denselben ins Gesicht. Unser Pferd rennt immer noch fort; ich befürchte bereits einen ernstlichen Unfall; wir sind an einer sehr abschüssigen Stelle und ich erwarte jeden Augenblick, mit dem Gefährte umgeworfen zu werden; glücklicher Weise versperren jetzt Weingärten unserem flüchtigen Thiere den Weg. Es steht plötzlich still; aber bei dem Versuche, es sich von den Reben und Pfählen, in denen es sich gefangen hat, loszumachen, macht das Pferd so gewaltige Sprünge, daß es uns auf die Seite wirft und ebenfalls umfällt.

„Ich bin todt!" ruft Raimund im Niederstürzen. Bevor ich mich davon überzeuge, suche ich aus meinem Gefängnisse loszukommen, denn die Pfähle versperren den Eingang unseres Cabriolets. Endlich gelingt es mir. Ich habe nicht einmal eine Quetschung erhalten und schätze mich überglücklich, mit der Angst davon gekommen zu sein. Da ich nun einmal das Fest der Frau von Marsan nicht besuchen soll, so ergebe ich mich in mein Schicksal und bin fest entschlossen, die Unfälle und Widerwärtigkeiten, welche Raimund mir immer bereitet, mit philosophischer Ruhe zu ertragen.

Ich will doch sehen, in welchem Zustande mein Nachbar sich befindet. Er stößt tiefe Seufzer aus; sollte er sich wirklich verletzt haben? Dies würde unsere Lage höchst bedenklich machen.

Ich nähere mich Raimund, der im Fallen zur Hälfte aus dem Cabriolet herausgekommen ist und nun mit dem Gesichte gegen die Erde gekehrt daliegt. Ich schüttle ihn am Arme und kann ihn nur mit Mühe so weit bringen, daß er den Kopf aufrichtet. Das Regenwasser hat bereits Pfützen gebildet und die frisch umgegrabene Erde sich an Raimunds Gesicht geheftet, der mir mit erstickter Stimme sagt, daß er nichts mehr sehe.

„Das thut nichts; kehren Sie nur Ihr Gesicht nach oben, dann wird der Regen bald den Dreck aus ihren Augen hinweg waschen. — Sie haben Recht, lieber Freund... so, jetzt bin ich gesäubert... ich sehe wieder hell... kann wieder Athem schöpfen... — Sind Sie verletzt? — Ich will mich doch einmal betasten... es thut mir überall weh... aber ich glaube gleichwohl, daß ich keine bedeutende Verletzung erhalten habe. — Gottlob! — Ach, mein Freund! welch schreckliches Abenteuer! — An wem liegt die Schuld? — Hören Sie doch, ich habe das Pferd gepeitscht, weil Sie so große Eile hatten. — Gut, nun legen Sie Ihre Dummheit mir zur Last!...“

„Wir sind in einem schönen Zustande! und der Regen stürzt in Strömen herab! Es scheint mir, als hätte sich Alles gegen uns verschworen... Da,

sehen Sie, sogar meinen Hut habe ich im Fallen zerrissen. — Ei, zum Teufel! es handelt sich jetzt nicht um Ihren Hut! — Ja, aber um meinen Kopf handelt es sich, den ich nicht mehr schützen kann... Ich bin durchnäßt... beschmutzt... zerquetscht... gerädert... welchen Katarrh werde ich bekommen!... Und meine Toilette! das war wohl der Mühe werth... durchbrochene Strümpfe... Sehen Sie nur, mein Jabot ist auf diesen Pfählen geblieben... Ach, mein Gott! nächstens falle ich in Ohnmacht! — Mordelement, Herr Raimund, lassen Sie doch den Muth nicht sinken!... Sie benehmen sich ja kläglicher als ein Kind. Wir müssen von hier wegzukommen suchen. — Wo ist denn unser Jockey? — Ich fürchte, der arme Teufel hat sich beim Herunterspringen verletzt, und ich weiß in der That nicht, wo er sein mag. — Wenn wir nur das Gefährt aufrichten könnten. — Da ist ein Rad zu Grunde gegangen. — Der Teufel ist im Spiele... — Gewiß hat sich auch das Pferd an diesen Pfählen beschädigt. Unsere Lustpartie wird theuer zu stehen kommen, Herr Nachbar. — Ach welch ein Glück, daß Sie so ruhig und gefaßt bleiben können... ich bin vernichtet und zugleich wüthend. — Folgen Sie mir... Wir wollen ein Haus... einen Zufluchtsort... aufsuchen... aber geben Sie wohl auf den Weg Acht, den wir einschlagen... Kommen Sie? — Warten Sie doch ein wenig... ich will nur mein Taschentuch um den Kopf binden."

Wir verlassen die Weinberge; um Raimund vor-

wärts zu bringen, muß ich ihn an der Hand nehmen, denn er fürchtet bei jedem Schritte zu fallen. So gehen wir zehn Minuten lang, alle Augenblicke in Wasserpfützen tappend, welche die Dunkelheit uns verbirgt; ich fluche und Raimund jammert, weil er schon zum Voraus einen Katarrh befürchtet.

Endlich bemerken wir eine kleine Hütte und das durch die Fenster scheinende Licht zeigt uns an, daß die Bewohner derselben noch nicht schlafen, denn die Bauern brennen gewöhnlich keine Nachtlichter. „Wir sind gerettet!“ ruft Raimund und will in aller Hast auf das Häuschen zustürzen. Aber ich halte ihn zurück, aus Furcht, er möchte sich auf eine Art anmelden, daß man uns nicht öffnen würde. Dagegen klopfe ich an die Thüre der Hütte.

Die Landleute sind selten mißtrauisch, diese da, welche sehr arm waren, hatten vor keinen Dieben bange. Man öffnet uns, in einer großen Stube sehe ich eine Bäurin von einem halben Dutzend Kinder umgeben. Ich erzähle ihr unser Abenteuer, während Raimund, der bereits hineingegangen ist, eine große Schüssel untersucht, um zu erforschen, aus was das Nachtessen der Bauern bestehe, und dann mit einer Grimasse auf mich zukommt, welche sagen soll, daß wir in diesem Hause nichts Besonderes zu erwarten hätten.

„Nun, was können wir für Sie thun, meine Herren?“ fragt die Bäurin, indem sie Raimund alle Winkel der Stube durchstöbern sieht. — Ist es noch weit bis nach Montmorency? — Nein, nur noch

eine kleine Viertelstunde. — Wir kennen die Wege nicht; könnte Euer größter Junge uns nicht führen? Wir wollen Euch diesen Dienst gut bezahlen."

Dies sprechend gebe ich der Bäurin einen Thaler, was sie sogleich zu unseren Gunsten stimmt. „Das kann schon sein," versetzt sie. „Julian, geh' mit diesen Herren; wenn Sie müde sind, können wir Ihnen auch Esel geben. — Das ist uns sehr lieb; zuerst müssen wir unsern Jockey suchen, der irgendwo in der Umgegend sein muß, und dann sollte unser Pferd wieder aufgerichtet werden, denn es darf die Nacht nicht auf freiem Felde zubringen. — He, Julian, führe unsere Esel aus dem Stalle . . . Nur muß ich Ihnen bemerken, daß sie keine Sättel haben. — Thut nichts; sie werden uns doch nützlich sein."

Die Esel werden herbeigeführt; ich bezahle sogleich das Miethgeld und nehme einen dritten für unseren Jockey, den ich wieder zu finden hoffe. Raimund entschließt sich nur ungerne, sein Thier zu besteigen; er verlangt einen Sattel und Steigbügel; er behauptet, auf einem Pferde wie Franconi reiten zu können, und kann sich nicht einmal auf einem Esel halten. Seiner Jeremiaden müde, mache ich mich mit dem jungen Bauernburschen, der den dritten Esel besteigt, auf den Weg, um den Jockey zu suchen. Als Raimund merkt, daß ich ihn nicht mehr höre, so faßt er den Entschluß, mir zu folgen, indem er sich mit der einen Hand an dem Kreuze und mit der andern an der Mähne

des Esels hält. Er treibt das arme Thier hinter mir her und so sind wir abermals auf freiem Felde.

Ich lasse meinen Esel auf Gerathewohl traben und rufe mit lauter Stimme unserem Jockey; meine Gefährten rufen gleichfalls aus allen Kräften; endlich gibt man uns Antwort: wir folgen dem Schall der Stimme und finden den jungen Menschen unter einem Baume liegend. Der arme Teufel hat einen Fuß verrenkt und kann nicht mehr gehen. Ich lasse ihn den Esel des Bauernburschen besteigen; jetzt handelt es sich nur noch darum, unser Pferd abzuschirren, das neben dem Cabriolet liegt. Der Regen hat die Hitze des armen Thieres abgekühlt; es läßt sich endlich wieder aufrichten; nachdem sodann unser Führer sich überzeugt, daß es keine Verletzung erhalten hat, besteigt er dasselbe, stellt sich an unsere Spitze und die Cavalcade schlägt den Weg nach Montmorency ein.

Alle diese Nebenumstände haben viel Zeit weggenommen. Es ist bereits halb zwölf Uhr vorbei, als wir unser Gefährt verlassen, das ich dem Bauernburschen anempfehle, der mir verspricht, mit Tagesanbruch einen Schmied zu holen und es ausbessern zu lassen. Ohne Raimund würde es schnell vorwärts gehen; aber er nöthigt uns, jeden Augenblick stille zu halten, sein Esel läßt sich nicht leiten und will öfters einen andern Weg nehmen, und der arme Kerl erhebt ein schreckliches Geschrei, wenn wir nicht auf ihn warten. Glücklicher Weise hat

der Regen nachgelassen, der Himmel ist ein wenig heiterer und wir können vor uns sehen.

Um Mitternacht gewahren wir die ersten Häuser von Montmorency. Raimund stößt einen Freudenschrei aus, sein Esel erschrickt darüber, macht einen Sprung und wirft seinen Reiter auf einen kothigen Pfad, wo er seine Schuhe dahinten läßt. Da wir ein wenig voraus waren, so muß Raimund allein wieder aufstehen; die Furcht, uns zu verlieren, gibt ihm Kraft; aber sein Reitthier hat nicht auf ihn gewartet, und er läuft dem Esel nach, den er erst vor dem Wirthshause, wo wir absteigen, wieder einholt.

Alle Bewohner des Gasthauses schlafen; wir klopfen jedoch, bis man uns antwortet. Die Leute wundern sich, daß so spät noch Reisende kommen; sie werden aber noch mehr staunen, wenn sie sehen, in welchem Zustande wir sind, besonders Raimund, den sein letzter Fall mit Koth von unten bis oben bedeckt hat. Man öffnet uns, fährt aber, wie ich voraussah, bei unserem Anblicke zurück. Es gelingt mir jedoch bald, die nöthige Aufklärung zu geben. Wie der Wirth bemerkt, daß er es mit anständigen Leuten zu thun hat, so entschuldigt er sich und führt uns schleunigst ins Haus. Man weist uns zwei ineinandergehende Zimmer an. Auch unser Jockey wird untergebracht, das Pferd in den Stall geführt, und der Bauernbursche begibt sich mit seinen Eseln heimwärts.

Ich lasse ein tüchtiges Feuer anzünden, um uns

zu trocknen, und bitte den Gastgeber, irgend etwas Eßbares aufzutragen, denn unsere Unfälle haben mir den Appetit nicht genommen.

Man servirt Geflügel, Schinken, Salat und Früchte. Während ich mich zu Tische setze, geht Raimund in seinem Zimmer, wo er ebenfalls ein Feuer anmachen ließ, auf und ab und bittet das Mädchen, welches uns bedient, ihm die Lenden zu frottiren, damit er nicht krank werde. Die Magd ist eine dicke Bauerndirne von zwanzig Jahren, die sich vor einem Manne wenig fürchtet. Indeß kommt ihr doch Raimunds Vorschlag sonderbar vor; sie blickt mich lächelnd an und scheint zu zaudern. — „Fürchte nichts," sage ich zu ihr, „der Herr denkt heute nur an seine Gesundheit; ich stehe dafür, daß er artig ist."

Während mein Nachbar sich frottiren läßt, spreche ich dem Souper tüchtig zu und trockne mich vollständig an dem Feuer; Raimunds Zimmerthüre ist nicht geschlossen; ich höre, daß er die Magd wegen ihrer Geschicklichkeit lobt. Das Mädchen muß vom Frottiren schon lange müde sein, aber meinem Nachbar scheint es zu behagen; gewiß haben jetzt die Wärme und die Bemühungen der Magd Herrn Raimund seine ganze Lebenskraft wiedergegeben, denn er wird unternehmend; ich höre nämlich das Mädchen rufen, sie werde böse, und doch habe ich mich für die Artigkeit meines Nachbars verbürgt. Da traue man noch einem Menschen!

Der Lärmen in dem Nebenzimmer dauert fort.

Endlich flüchtet sich das Mädchen laut lachend ins meinige, verfolgt von Raimund, der nur mit einem Hemd, Unterhosen und einem Paar alten Pantoffeln vom Wirthe bekleidet ist. „Verhalten Sie sich heute Abend doch ruhig, Herr Raimund! Müssen Sie mir denn überall Unannehmlichkeiten bereiten? — Mein lieber Freund, sehen Sie diese Augen! O, die Schelmin, wenn sie wollte! — Ja, aber ich will eben nicht, Herr Hitzkopf. — Ei, Herr Raimund, lassen Sie dieses Mädchen ruhig zu Bette gehen; es ist spät und gar nicht der geeignete Zeitpunkt, das ganze Haus aufzuwecken; ich habe nicht Lust, noch in eine Ungelegenheit wegen schönen Augen zu kommen. Geh jetzt, liebes Kind, wir bedürfen nichts mehr. — Ach! höre doch, wo ist Deine Kammer? sag' mir, wo ist sie? — Was geht das Sie an? — Sag' es nur, Närrchen; es wird Dich nicht gereuen. — Nun, ich schlafe dort drüben, am Ende des Ganges. — Gut, ich verstehe."

Die Magd verläßt uns und Raimund setzt sich zu Tisch. „Hoffentlich werden Sie diesem Mädchen, das sich über Sie lustig macht, nicht nachlaufen. — Nein, nein, ich scherzte nur; sie ist fest wie ein Felsen. — Sie mußte auch wissen, wie Sie sind, denn Sie ließen sich lange genug reiben. — Ja gewiß ... die Schelmin weiß es. — Es scheint mir aber, sie sei dadurch nicht sehr zu Ihren Gunsten gestimmt worden. — Bah! sie hat mir ja ihre Kammer bezeichnet. — Verlassen Sie sich nicht darauf. — O, ich habe ganz und gar keine Lust,

sie aufzusuchen; aber sicherlich würde es, wenn ich wollte, nur von mir abhängen. — Das glaube ich nicht. — Wollen Sie wetten? — Nein, weil Sie dann irgend einen dummen Streich begingen, der mir die Nacht eben so angenehm machen würde, als der Abend gewesen ist, und ich gestehe Ihnen, daß ich für heute genug habe. Gute Nacht, Herr Raimund, ich will schlafen gehen; thun Sie das Gleiche. — Ja, Herr Nachbar, ja, ich werde es ebenso machen. Schlafen Sie wohl... Ihr Diener."

Raimund nimmt etwas gereizt sein Licht und begibt sich in sein Zimmer, dessen Thüre er zuschließt. Ich lache über die Dummheit dieses Originals und lege mich zu Bette, wo ich alsbald einschlafe.

Ein Geräusch, dessen Ursachen ich nicht unterscheiden kann, erweckt mich bald wieder; ich horche, und rufe Raimund, um zu erfahren, ob er etwa unwohl sei. Man gibt mir keine Antwort; ich höre nichts mehr und schlafe wieder ein.

Erst um acht Uhr wache ich auf. Die Sonne scheint hell in mein Zimmer und verkündigt einen schönen Tag. Da ich jetzt wider meinen Willen in Montmorency bin, so muß ich wenigstens die herrlichen Promenaden in der Umgegend benützen und die Reize des Landlebens genießen. Auch kann unser Cabriolet noch nicht ausgebessert sein, und es findet daher jedenfalls ein Verzug Statt.

Ich kleide mich an, rufe Raimund und frage ihn, ob er nicht vor dem Frühstücke einen Spazier-

gang mit mir machen wolle. Keine Antwort; wahrscheinlich schläft er noch. Aber seine Zimmerthüre ist halb offen, und ich glaube doch, daß er sich gestern Nacht eingeschlossen hat.

Auf einen abermaligen Ruf: „Stehen Sie doch auf, Fauler! es ist schon spät!" erhalte ich wieder keine Antwort. Ich blicke nach dem Bette, er liegt nicht darin. Vielleicht ist er ausgegangen, ohne mich zu erwecken. Schon will ich mich entfernen, als ich auf einem Stuhle Rock, Weste und Hose bemerke, welche Raimund dahin gelegt hat, um sie zu trocknen. Wie, er sollte ohne Rock und Hosen ausgegangen sein! Das ist sonderbar... Jetzt fallen mir meines Nachbars Absichten auf die Magd, so wie die Wette ein, welche er mir während des Essens anbot. Kein Zweifel mehr! Raimund wollte mir beweisen, daß man ihm nicht widerstehen könne; er hat sich sicherlich zu dem dicken Mädchen, das ihn vergangene Nacht so lange trocknete und frottirte, ins Bett gelegt. Aber die Mägde schlafen doch nicht bis acht Uhr; sie muß schon längst aufgestanden sein; warum ist also Raimund nicht zurückgekommen? Soll vielleicht das ganze Haus wissen, wo er geschlafen hat? Ich sehe keinen Grund dazu und will mich deßhalb von der Wahrheit überzeugen.

Ich rufe, ich klingle; die Magd kommt; es ist die von gestern Abend. Ihr Lächeln, ihre großen, weit geöffneten Augen und ihr rascher, entschiedener Ton beweisen mir, daß sie nicht schüchtern ist und

an nächtliche Besuche gewöhnt sein mag. Ich blicke sie gleichfalls lächelnd an.

„Sie haben mich gerufen, mein Herr? — Ja, mein liebes Kind. — Was befehlen Sie? — Wie befindet sich unser Jockei? — O, es geht gut, mein Herr; man hat ihm einen Verband an den Fuß gelegt. — Und das Cabriolet? — Kann in zwei Stunden fertig sein. Aber der Eigenthümer der Weinberge, die Sie verdorben haben, ist dem Gefährte gefolgt und verlangt eine Entschädigung. Er sagt, es seien mehr als zwölf Reben zu Grunde gerichtet. — Gut, er muß bezahlt werden; ich gebe ihm hundert Sous. He, meine liebe Dicke, sage mir doch, was hast Du mit meinem Kameraden angefangen? — Mit Ihrem Kameraden? — Ja, mit dem Herrn, der mit mir gekommen ist. — Ah! der seine Schuhe verloren hatte und den ich so lange reiben mußte . . . — Ja. — Ei, ich habe nichts mit ihm angefangen und wollte auch nichts von ihm, obgleich er mir nachrannte wie ein durstiger Hund. — Nur heraus mit der Sprache, Du brauchst Dich nicht zu verstellen; er hat bei Dir geschlafen: darin sehe ich nichts Unrechtes; aber wo zum Teufel ist er jetzt? — Wie meinen Sie? Er soll bei mir geschlafen haben? Ah! gehen Sie doch! Ich schlafe nur bei denen, die mir gefallen, und dieser Strohmann gefällt mir ganz und gar nicht. Wenn er so etwas behauptet hätte, so würde ich ihm die Augen auskratzen. — Wenn man aber Jemanden seine Kammer zeigt, so liegt eine solche Vermuthung nicht

ferne. — Meine Kammer! ich hätte ihm meine Kammer gezeigt! Ha! ha! ha!"

Die Magd, welche vor Zorn zuerst purpurroth wurde, bricht jetzt plötzlich in ein schallendes Gelächter aus. Es dauert sehr lange, bis dieser Anfall von ungemessener Heiterkeit sich legt. Das dicke Mädchen hält sich die Seiten und muß auf einen Stuhl sitzen, ehe sie mit mir sprechen kann; endlich findet sie wieder Worte:

„Mein Herr, die Thüre, welche ich Ihrem Freunde bezeichnete, gehört nicht zu meiner Kammer, sondern führt zu einem großen, sehr trockenen Boden unter dem Dache, wo der Wirth allerlei Früchte aufbewahrt, als Birnen, Aepfel und Trauben, sodann viel Salzfleisch, Schinken und Würste. — Das mag sein; aber ich denke, Dein Herr verschließt diesen Boden. — Ja, aber er behauptet doch, daß man ihm öfters etwas stehle, und seit einigen Tagen, ich weiß nicht, geschieht es, um die Diebe zu erwischen, aber ich habe wohl bemerkt, daß die Thüre nur mit einem Riegel verschlossen ist. — Dahin hast Du meinen Kameraden geschickt? — Ja, mein Herr. — Was soll er aber die ganze Nacht dort gemacht haben! Irgendwo muß er doch sein. Wohlan, führe mich nach dieser Speisekammer. — O, ich will den Wirth holen, weil es uns Anderen verboten ist, dahin zu gehen. — Ich scheere mich den Teufel um dieses Verbot: mein Kamerad muß wieder herbei; er kann doch nicht gegenwärtig die Ermitage besuchen oder im Hemd und

Unterhosen spazieren gehen. — Das glaube ich auch nicht."

Ohne auf die Magd zu hören, welche ihren Herrn davon benachrichtigen will, verlasse ich mein Zimmer, steige die Treppe hinauf und durchwandle einen langen Corridor, an dessen Ausgang ich eine Thüre wahrnehme. Dieser Ort ist ziemlich entfernt von den bewohnten Zimmern und wenn auch Raimund gerufen hat, so scheint es mir leicht begreiflich, daß seine Stimme nicht gehört wurde. Aber weßhalb sollte er da geblieben sein? Will doch sehen. Ich stoße die Thüre auf, die nicht verschlossen ist und erblicke Raimund schlafend auf einem Schinkenbrette, während eines seiner Beine in einer Falle gefangen ist.

Bei meiner Ankunft öffnet er die Augen und reicht mir mit einem schwer zu beschreibenden Ausdrucke die Hand: „Ach! mein Freund, mein Retter! Befreien Sie mich ... ich bitte Sie! — Was Teufels machen Sie denn da? — Sie sehen, ich bin gefangen wie eine Ratte, kann mich nicht rühren! Schon seit Ein Uhr bin ich da, habe geschrien, gerufen, Niemand ist gekommen, und so mußte ich mich geduldig in mein Schicksal ergeben. Ueberzeugt, daß meine Stimme nicht gehört würde, setzte ich mich auf das nächste Beste, was ich fand, und bin eingeschlafen ... aber es schmerzen mich alle Glieder ... Ich werde an Montmorency denken ...."

Ich hätte gerne gelacht, aber Raimunds klägliche Figur flößt mir Mitleiden ein. Indeß suche ich ver-

gebens, ihn aus der Falle loszumachen, als unser Wirth mit der Magd kommt; beim Anblicke der Letzteren schneidet mein armer Nachbar eine schreckliche Grimasse; während das dicke Mädchen vor Lachen Thränen vergießt.

„Ha! ha! nun habe ich doch den Dieb!" ruft der Wirth, ehe er Raimund sieht; als er aber näher kommt, so staunt er nicht wenig, den Reisenden, dem er Pantoffeln geliehen, vor sich zu haben. Raimund erfindet eine ziemlich wahrscheinliche Geschichte von einer kleinen Unpäßlichkeit, die ihn während der Nacht überfallen und genöthigt habe, einen gewissen Ort zu suchen, den er oben im Hause zu finden glaubte und so sei er endlich hier in die Falle gerathen.

Der Wirth erschöpft sich in Entschuldigungen; er allein kennt das Geheimniß der Falle und verschafft auch meinem Kameraden sogleich die Freiheit. Raimund kleidet sich an, ist aber übler Laune und gar nicht gestimmt, die Umgebungen von Montmorency zu bewundern. Aus Furcht, die Nacht, welche er im Hemde auf dem Schinkenbrette hinbrachte, möchte ihm einen Katarrh zuziehen, wünscht er nichts sehnlicher, als sobald als möglich nach Paris zurückzukehren.

Ich könnte meinen Nachbar wegen des Mißgeschickes, das ihn bei seinen galanten Abenteuern verfolgt, aufziehen; aber ich denke großmüthig und schweige. Diesmal reibt er sich Schultern, Beine und Hintertheile selbst; nach dem Frühstücke be-

suche ich die reizenden Orte, welche Gretry und Jean Jacques auch jetzt noch verherrlichen; denn Männer von Genie sterben niemals ganz. Der Leser wird mir eine Schilderung dieser Gegend erlassen, da sie ja schon oft beschrieben worden ist. Wenn ich aber einmal in eine ferne Gegend komme, und ich sehe ein gothisches Schloß, oder eine ihrem Verfall entgegengehende Kapelle, so verspreche ich eine recht schöne Beschreibung davon, denn ich kann alsdann Alles sagen, was mir in den Kopf kommt, ohne befürchten zu müssen, daß man mich Lügen straft.

Ich kehre zu Raimund zurück; er erwartet mich mit Ungeduld. Das Cabriolet ist ausgebessert, das Pferd ist angeschirrt und wir können abreisen. Ich lasse meine beiden Invaliden einsteigen, denn Raimund befindet sich eben so schlimm als der Kutscher, kann kaum ein Glied rühren; sodann setze ich mich in ihre Mitte und nach Bezahlung der Wirthsrechnung, auf welcher auch die Pantoffeln figuriren, in denen mein Nachbar nach Paris zurückkehrt, geht es der Hauptstadt zu, wo wir ohne weiteres Mißgeschick ankommen, weil ich Raimund die Zügel nimmer überlasse.

Sobald wir unsere Wohnung erreicht haben, wird das Cabriolet zurückgeschickt und dem Kutscher für seinen verrenkten Fuß, der ihn mehre Tage an das Haus fesseln wird, eine Entschädigung gegeben. Ich bezahle und überreiche meinem Nachbar ein Verzeichniß der Ausgaben seit gestern Abend:

Für das Cabriolet, welches wir einen Tag über die bedungene Zeit behalten haben	30 Fr.	— Ct.
Für die Bäuerin und ihren Sohn, der uns als Führer diente und das Pferd wieder aufrichten half	6 „	— „
Für Miethe der Esel um Mitternacht	9 „	— „
Für die Reparatur des Cabriolets	12 „	— „
Für Beschädigung der Weinberge .	5 „	— „
Für den Aufenthalt im Wirthshause, Schlafgeld, Abendessen und Frühstück	28 „	— „
Für Hrn. Raimunds Pantoffel .	2 „	50 „
Für die Magd, welche Hrn. Raimund frottiren mußte	3 „	— „
Für Feuer in zwei Kaminen, welches in Wirthshäusern sehr selten vorkömmt	2 „	— „
Für den Kutscher, der sich den Fuß verrenkt hat, als er unser Pferd anhalten wollte	20 „	— „
Summa	117 Fr.	50. Ct.

Bei Durchsicht der Kosten unserer Lustpartie, wozu er noch seine fast ganz verdorbene Toilette rechnen konnte, stieß Raimund einen schweren Seufzer aus und zog ziemlich langsam aus seiner Börse die 58 Franken und 65 Centimes, welche er mir schuldete. Endlich ist unsere Rechnung im Reinen, und wir begeben uns Jeder in seine Wohnung.

Viertes Kapitel.

Argwohn des Geistes. — Besorgnisse des Herzens.

Mein Nachbar ist schuld, daß ich der freundlichen Einladung der Frau von Marsan keine Folge leisten konnte; doch will ich mich deßhalb sobald als möglich entschuldigen und werde dann allein hingehen, wobei ich in jeder Beziehung zu gewinnen glaube.

Caroline erwartet mich ohne Zweifel mit der größten Ungeduld; sie muß daher sehr schnell von ihrer Unruhe befreit werden. Ich hatte ihr versprochen, noch bei Nacht zurückzukommen; aber unsere Abenteuer! ... Es ist zwei Uhr vorbei; also schnell in die Rue Caumartin.

Ich habe diese Straße erreicht ... diesmal sitzt sie nicht am Fenster ... aber muß man sich denn einen schiefen Hals zuziehen, um mich bälder kommen zu sehen? Nein, so etwas verlange ich nicht.

Ich steige die Treppe hinauf, läute ... man öffnet nicht. Sie ist ausgegangen. Des langen Wartens müde, hat sie wahrscheinlich einen Spaziergang gemacht ... vielleicht besorgt sie auch einige neue Einkäufe. Ich muß also gehen und später wiederkommen ... Doch will ich noch einmal läuten.

Abermals umsonst. Ziemlich übel gelaunt, denn es kann mich nichts mehr aufbringen, als ein vereiteltes Vergnügen, steige ich die Treppe hinunter. Ich habe allerdings keinen Grund darüber böse zu sein, daß sie ausgegangen ist ... aber sie hätte doch auf mich warten können. Ich entferne mich, indem

ich mir hinter dem Ohre kratze, ich glaube sogar, daß ich mir an der Stirne kratze ... Sollte dies eine Vorbedeutung sein? Ach! ich habe noch kein treues Frauenzimmer gefunden; doch ich will mich nicht zum Voraus ärgern, denn dies führt zu nichts. Auch nachher will ich meinen Kummer zu unterdrücken suchen; dann werde ich weit glücklicher sein.

Auf dem Boulevard bemerke ich Caroline. Welche Toilette für einen Morgenspaziergang! Sie hat mich gesehen und scheint verlegen; doch kommt sie auf mich zu. Wir lächeln uns Beide entgegen, aber ich glaube, es ist weder dem Einen noch dem Andern recht damit Ernst; solch ein erzwungenes Lächeln verräth sich leicht.

„Ah! Sie sind da ... — Ja, wundern Sie sich darüber? — Ich erwartete Sie nicht so spät. — Ich glaube wirklich, daß Sie mich nicht mehr erwarteten. — Kommen Sie von Hause? — Ja; und Sie? — Ich habe einen kleinen Spaziergang gemacht. — Welche Toilette! — Nun, es scheint mir, eine sehr gewöhnliche. — Doch nicht, im Vergleich mit der, welche Sie in der Rue de Rosiers trugen. — Sie sagen mir doch immer Grobheiten. — Ich sehe nichts Grobes in dem, was ich sage. — Man sollte vielleicht in der Schürze ausgehen ... im Häubchen ... — Das würde Ihnen nicht übel stehen. — Ich habe übrigens gar keine Lust mehr dazu. — Ja, das glaub' ich. — Wenn man Sie hört, so scheint es fast, Sie hätten mich als ein linkisches dummes Bauernmädchen kennen gelernt. — Ich weiß recht gut, daß Sie keine Unschuld waren. — Wol-

len wir hier auf dem Boulevard stehen bleiben?... Ich gehe nach Haus ... kommen Sie mit?"

Nach einigem Zögern folge ich ihr dennoch. Wir sind in ihrer Wohnung. Caroline verspottet mich wegen meines strengen Tones: in der That — was habe ich ihr denn eigentlich vorzuwerfen? Ich weiß wohl, daß ich manchmal nichts weniger als liebenswürdig bin und ein Brummbär wird nicht geliebt ... ja, aber ein Frauenzimmer, welches wahrhaft liebt, erträgt auch die Launen ihres Geliebten.

Ich umarme Caroline und wir schließen Frieden. Ich speise bei ihr, führe Sie ins Theater, will ihr recht viele Freude verschaffen ... aber sie scheint sich nicht sehr zu amüsiren ... sie kommt mir etwas zerstreut vor, was mich beinahe bestimmt, sie ein wenig zu vexiren; doch halte ich mich zurück, denn sie würde sagen, daß ich unaufhörlich zanke! Wäre sie aber wie sonst, so hätte ich keinen Grund, mich zu beklagen. Ja, ich wiederhole es: man ist erst dann nicht mehr liebenswürdig, wenn man nicht mehr geliebt wird.

Es ist beinahe Mitternacht, als ich nach Hause zurückkehre ... Eine geheime Hoffnung läßt mich sehr schnell nach meinem Schlüsselloche greifen ... kein Bouquet! ... und doch ist es der Tag dazu! Sollte mich Nicette auch vergessen? Das würde mich schmerzen ... mir großen Kummer verursachen! Doch welche Thorheit! Kann ich denn erwarten, daß mir das Mädchen das ganze Jahr hindurch Blumen bringt, während ich sie nicht einmal eines einfachen Morgengrußes würdige? ... Jedoch im Grunde meines Herzens nahm

ich die Beweise ihrer Dankbarkeit nicht gleichgültig auf; nein, ich fühlte den Werth derselben, vielleicht mehr, als ich selbst glaubte; ich hatte mich an diese kleinen Erinnerungszeichen so sehr gewöhnt, daß ich dieselben für einen schuldigen Tribut hielt. Es that mir wohl, von Nicette geliebt zu werden, ich hielt sie der Treue fähig und während ich ihre Liebe nicht mißbrauchen wollte, schätzte ich mich doch glücklich, ihr solche einzuflößen. Nun will ich mir doch über ihr verändertes Benehmen Aufklärung verschaffen; ich will sie sehen, mit ihr sprechen. Morgen früh werde ich um sechs Uhr aufstehen und um die kleine Blumenhändlerin herumschlendern. Was für seltsamen Menschen sind wir doch! Seit einem Monate vernachläßige ich Nicette; weil ich nun glaube, daß sie mich vergißt, brenne ich vor Verlangen, sie wieder zu sehen, ihr Benehmen und ihre Gesinnung kennen zu lernen!... Ist es von meiner Seite Liebe, Eigenliebe, Eifersucht, Eitelkeit, Freundschaft oder einfache Neugierde! Es ist Alles, was ihr wollt, aber es ist einmal so.

Was Caroline betrifft, so will ich mich ihretwegen nicht besonders grämen; denn entweder ist sie treu, oder ist sie es nicht: im ersteren Falle ist mein Verdacht ungegründet; im zweiten verdient sie weder meine Liebe, noch mein Bedauern. Dieses ausgezeichnet schöne Dilemma rathe ich allen Eifersüchtigen der gegenwärtigen und zukünftigen Zeiten. Sie werden mir aber erwidern, daß man nicht sehr verliebt ist, wenn man sich mit Vernunftschlüssen

tröstet. Dagegen weiß ich nichts einzuwenden, denn ich glaube, sie würden die Wahrheit sagen.

Um sechs Uhr bin ich auf den Beinen. Zu dieser Stunde begegnen mir auch sicherlich keine Bekannte, vor denen ich erröthen würde, wenn sie mich mit einer kleinen Blumenhändlerin auf der Straße sprechen sehen. Da ist der Platz, wo Nicette gewöhnlich feilbietet. Ich sehe aber nichts ... sollte es noch zu früh sein ... oder sollte sie gar dieses Viertel verlassen haben? Ich nähere mich einem wenige Schritte von mir entfernten Güterschaffner, denn diese Leute wissen Alles.

„Mein Freund, war nicht früher eine Blumenhändlerin vor diesem Hause? — Ja, mein Herr, noch vor acht Tagen. — Sie ist also nicht mehr da? — O, nicht sehr weit von hier! ... Nur etwa dreißig Schritte da unten werden Sie eine kleine Bude sehen; darin sitzt sie jetzt. — Eine Bude sagen Sie? — Ja, mein Herr, eine nicht gar große, hübsche Bude."

Ich will mich entfernen ... wie aber, wenn ich von diesem Manne etwas Genaueres erfahren könnte! Nicette hat eine Bude ... was soll ich daraus schließen? Ich zittere vor einer solchen Vermuthung! Ein Anderer wäre also glücklicher gewesen, als ich! ... ein Anderer wäre erhört worden ... dieser Schatz, den ich erlangen konnte und den ich nur mit der größten Ueberwindung unberührt ließ, soll die Beute eines Anderen geworden sein! ...

Ich nähere mich dem Güterschaffner wieder, drücke

ihm ein Geldstück in die Hand und stelle noch weitere Fragen an ihn:

„Kennen Sie diese Blumenhändlerin? — Ja, mein Herr, ich kenne sie . . . doch gerade nicht sehr genau, denn sie ist ein bischen stolz, sie spricht nur mit ihren Kunden und auch mit diesen sehr wenig . . . Gott straf' mich, das ist ein braves Mädchen, die helle Unschuld."

Das Lob, welches dieser Mann Nicetten spendet, macht mir große Freude; es thäte mir also sehr leid, wenn sie in meiner Achtung etwas verlöre.

„Sie sagen, es sei ein braves Mädchen? — Ja, mein Herr, darin kenne ich mich aus, und dann sehe ich Alles, was hier vorgeht. Nicht als ob es Mamsell Nicetten an Liebhabern fehlte . . . bewahre Gott, das ganze Viertel könnte sie haben, wenn sie wollte! sie ist so hübsch und hat überdies eine Menge Kunden. Erst vor sechs Wochen etablirte sie sich in dieser Straße, aber gleichwohl bemerkten die jungen Leute sie sehr bald und nun kommen ganze Schaaren von gewichsten Herrchen, um ihr Blumen abzukaufen, ihr Schmeicheleien zu sagen, Sie verstehen mich wohl; aber Mamsell Nicette verkauft nichts als Bouquets; dies muß man ihr nachrühmen. Sie hört eben so wenig auf die Stutzer, als auf die Lakaien, und wenn es Schelmen gibt, welche sie ersuchen, die bestellten Blumen in ihre Wohnung zu bringen, so sind dieselben schwer angeführt; denn Nicette schickt ihnen das alles durch das kleine Mädchen des Perückenmachers."

Entzückt über das Gehörte entferne ich mich und stehe in zwei Sprüngen vor Nicettens Bude. Sie stellt gerade ihre Blumentöpfe der Reihe nach auf. Bei meinem Anblicke stößt das Mädchen einen Schrei der Ueberraschung aus . . . einige Nelken entfallen ihren Händen. Sie erröthet und vermag kaum die Worte hervorzubringen: „Wie! . . . Sie sind's, mein Herr!“ . . .

Lächelnd über ihr Staunen trete ich bei ihr ein, setze mich auf einen Schemel und sehe sie an . . . Wie schön ist sie! Die Freude macht sie noch schöner und Freude strahlt aus jedem ihrer Blicke.

„Sie, Herr Dorsan . . . Sie . . . bei mir! . . . Ach so viele Freude erwartete ich nicht . . . ja, ich gab schon alle Hoffnung auf. — Warum denn, Nicette? — Weil . . . Sie sich so lange nicht mehr sehen ließen . . . — Das ist wahr, aber ich habe Geschäfte, welche mir nicht gestatten . . . — O, mein Herr . . . ich glaube Ihnen . . . Ueberdies sind Sie ja Ihr eigener Herr, und wie sollten Sie auch an eine Blumenhändlerin denken.“

In dem Tone, womit sie mir dieses sagt, liegt etwas so Rührendes, daß ich mich ganz bewegt fühle. Wie konnte ich doch so viele Anmuth, Reinheit und Zartheit des Gefühles vergessen! . . . Ich begreife mich nicht.

Sie steht immer noch vor mir; ich ergreife ihre Hand und will sie gar auf meinen Schoos ziehen . . . sie läßt mich gewähren . . . sie blickt zwar unruhig umher, besitzt aber nicht die Kraft, sich von mir zu

entfernen ... Ich Thor! was wollte ich thun! Wir sind den Blicken der Vorübergehenden ausgesetzt; es kann jede Minute Jemand hereinkommen. Sie hat nichts als ihren guten Ruf, und ich will denselben beflecken! Das arme Mädchen! Aus Furcht, mir zu mißfallen, würde es mir sogar seinen Ruf zum Opfer bringen.

Ich lasse ihre Hand los und gehe, nach der Straße hinausschauend, von ihr hinweg. Sie versteht mich, denn ihre Augen danken mir.

„Sie konnten eine Bude miethen, Nicette? — Ja, mein Herr, ich verdiene sehr viel, seit ich in diesem Viertel bin; ich spare, mache keinen unnöthigen Aufwand und glaube bisher immer recht gehandelt zu haben. — Ja, ich weiß, daß Ihr Benehmen untadelhaft ist. — Sie wissen es? — Ich habe nie daran gezweifelt; überdies haben Ihre Bouquets mir bewiesen, wie dankbar Sie sind ... — Ach! wie sollte ich vergessen können, was Sie für mich gethan haben? — Haben Sie noch keine Bekanntschaften in dieser Straße angeknüpft? — Nein, mein Herr; ich will auch keine anknüpfen. — Aber so allein werden Sie doch öfters Langeweile haben? — Wie sollte ich mich langweilen? ich habe immer etwas zu denken. — Was thun Sie Abends? — Ich lese und lerne schreiben. — Sie können schreiben? — Ein wenig ... in kurzer Zeit werde ich es hoffentlich besser verstehen. Ein alter Herr gibt mir manchmal Unterricht darin. — Weßhalb brauchen Sie es aber noch besser zu lernen? — Das ist wahr, mein Herr;

wenn es Ihnen mißfällt, so will ich es aufgeben. — O, das sage ich nicht; lernen Sie nur, Nicette, wenn Sie Vergnügen daran finden; Sie sind nicht geboren, um Bouquets zu verkaufen; aber suchen Sie ja die Stellung, welche das Schicksal Ihnen angewiesen hat, nicht zu überschreiten; denn dies bringt selten Glück. — O, ich suche gar nichts, mein Herr; ich möchte nur etwas weniger dumm sein, als bisher. — Meine liebe Freundin, Sie können unwissend sein, ohne daß Sie deßhalb dumm sind; Sie werden immer entzücken; um zu gefallen, bedarf Ihr natürlicher Verstand keineswegs des Unterrichts, so wie Ihre körperlichen Reize nicht künstlichen Schmuckes bedürfen, um zu verführen. Ach! Nicette, bleiben Sie immerhin, wie Sie gegenwärtig sind, so, wie ich Sie das erste Mal sah; werden Sie nie anders!"

Sie hört mir schweigend zu; ihr sanftes Auge billigt Alles, was ich sage: wir verstehen einander recht gut. Doch leider kommen jetzt Leute, welche ihre Blumen betrachten; ich muß mich deßhalb entfernen. Ich verabschiede mich und bleibe doch immer noch vor ihr stehen... es gibt kein Mittel, einen Kuß zu erhalten... Ich fühle es wohl... sie errräth mich... wir seufzen Beide... einander so kalt zu verlassen. Ach! wenn wir nur in meiner Wohnung wären! Ich dürfte nur ein einziges Wort sprechen, so würde sie kommen, das weiß ich wohl; aber dieses Wort kommt nicht über meine Lippen, denn sie wäre sonst verloren.

Ich drücke ihr die Hand und begebe mich rasch hinweg ... Ich fühle, daß ich sie fliehen muß, um sie nicht anzubeten.

Fünftes Kapitel.

Die vertrauliche Mittheilung.

Wie eine glückliche Veränderung in unserer Lage uns mit dem Leben wieder befreundet, wie ein günstiges Ereigniß uns mit dem Schicksale wieder aussöhnt, wie eine schöne Handlung einen Misanthropen wieder der Menschheit nähert, wie die Annahme seines Theaterstückes den Unmuth eines Schriftstellers dämpft, wie eine Flasche alter Wein einen Trunkenbold seine Schwüre vergessen läßt, wie ein Sonnenstrahl die letzten Spuren des Gewitters zerstreut, auf dieselbe Weise läßt uns der Anblick eines schönen Frauenzimmers unsere weisesten Vorsätze vergessen; ihre Liebe verwischt aus unserer Seele, die Erinnerung an die Treulosigkeit unserer letzten Geliebten und ihre Tugenden stimmen uns wieder freundlicher gegen das weibliche Geschlecht überhaupt, das wir jedesmal, so oft wir getäuscht, zu fliehen uns vornehmen, aber nie fliehen, weil dies nicht in der menschlichen Natur liegt.

Nicette steigt, so oft ich sie sehe, immer höher in meiner Achtung. Ich mache mir Vorwürfe, daß ich manchmal ein Geschlecht schmähe, bei welchem man herrliche Muster von Gefühl, Zartheit der

Empfindung und Sanftmuth findet und das öfters eine einzige Schwachheit mit tausend trefflichen Eigenschaften aufwiegt. Nun will es mich bedünken, als habe ich Caroline ungerechter Weise im Verdacht; sie gibt mir, wie ich glaube, durch ihr Benehmen noch gar keinen Grund zur Eifersucht und leicht könnten ungerechte Vorwürfe und Mißtrauen ein liebendes Herz erbittern.

Ich fange jetzt sogar an zu glauben, ich sei bisher nur durch meine eigene Schuld hintergangen worden, und habe immer das Gegentheil von dem gethan, was ich hätte thun sollen, um die Liebe eines Frauenzimmers mir zu erhalten. Man geht übrigens leicht zu weit in derartigen Schlüssen und ich hätte mir am Ende noch vor demonstrirt, die Treulosigkeit der Frauenzimmer sei nur eine Folge unseres Benehmens gegen sie, aber ich stand jetzt gerade vor Tortoni, in dem Augenblicke, wo Raimund daselbst eintrat, begleitet von einem etwa sechszigjährigen, schlecht gewachsenen Herrn mit dummem, unangenehmem Gesichte, der sich auf einen Stock stützen mußte, um sein linkes Bein vorwärts zu bringen, dessen Kleidung aber Reichthum ankündigte und dessen Benehmen etwas hochmüthig war.

Trotz Raimunds Einladung zu einem gemeinschaftlichen Frühstücke, kommt es mir gar nicht in den Sinn, mich neben diese Herren zu setzen. Ich thue, als höre ich gar nichts und sitze in eine Ecke, weit von meinem Nachbar entfernt, den ich seit

unserer Reise nach Montmorency noch mehr fürchte. Während ich meine Chocolade trinke, bemerke ich, daß die Unterhaltung dieser Herren sehr lebhaft wird. Gewiß erzählt dieser alte Gichtbrüchige seinem Freunde einige galante Abenteuer, und zwar mit sehr lauter Stimme, um sich das Ansehen eines jugendlichen Verführers zu geben. Würde er nicht besser thun, an seine Gebrechen zu denken? Er steht endlich auf; wahrscheinlich wird Raimund ihm folgen... doch nein, dieser bleibt da und kommt auf mich zu.

„Guten Tag, lieber Freund. Haben Sie sich von den Strapazen der Reise ein wenig erholt? — Diese Frage gilt Ihnen. Gott sei Dank, ich habe nicht auf einem Schinkenbrette geschlafen, mit den Beinen im Garne, wie eine Lerche. — Ah! Sie Schelm... Ich sehe allerdings aus wie ein Sperling; aber es thut mir nichts mehr weh; ich habe mich gestern tüchtig frottirt... auch zwei Flaschen von einem Hautverschönerungsmittel und drei Fläschchen Ceilonöl gebraucht; so hatte ich diesen Morgen meine ganze Elasticität wieder. Hören Sie mal, kennen Sie den Herrn, der so eben bei mir war? — Nein. — Es ist Herr von Grandmaison. — Ich habe noch nie von ihm gehört. — Er ist ein sehr reicher Mann!... ungeheuer reich!... — Auch ungeheuer häßlich. — Ein ehemaliger Financier... Lieferant, Entrepreneur... — Ja, ich verstehe. — Er gibt köstliche Bälle. — Doch schwerlich für sich. — O, der ist noch immer ein lustiger Kauz. —

Er sieht übrigens nicht darnach aus. — Weil er ein wenig hinkt? Dessenungeachtet macht er doch Eroberungen. — Nämlich erkaufte. — Allerdings; doch kommt's auf Eins heraus. Unter uns gesagt, er hat das Pulver auch nicht erfunden, und seine Erziehung beschränkt sich aufs Multipliziren und Subtrahiren, das er von Grund aus versteht. Trotzdem bekommt er aber die schönsten Frauenzimmer von Paris. — Das ist für die schönsten Frauenzimmer von Paris gerade kein Lob. — So eben erzählte er mir einen neuen Liebeshandel, den er bald ins Reine bringen will... Ha! ha! das ist sehr drollig!... eine jugendliche, bezaubernde Schönheit soll einem jungen Manne vor der Nase hinweggeschnappt werden. — Irgend ein unterhaltenes Mädchen. — Die Kleine scheint ihren Preis werth zu sein... sie machte Umstände... auch nimmt der junge Mann, der ohne Zweifel eifersüchtig ist, sie sehr unter Aufsicht. Trotzdem hat man sich gesehen... zuerst am Fenster... dann kamen Billets, dann Anträge!... Grandmaison, welcher sich in derartigen Angelegenheiten wohl zu benehmen weiß, hat von Kaschemirs und Brillanten gesprochen. Die Kleine ist kokett, und wie es scheint, hält ihr junger Geliebter sie nur auf bürgerlichem Fuße. Der arme Bursche wird bald aus dem Sattel gehoben sein."

Ich empfinde eine gewisse, mir unerklärliche Unruhe: Raimunds Erzählung, die ich bisher nur maschinenmäßig angehört hatte, interessirt mich jetzt

sehr: die Worte Kaschemir, Fenster, Brillanten erwecken in meinem Gemüthe einen unbestimmten Verdacht, über den ich erröthe, wenn ich an Grandmaison's Aussehen und Alter denke. Meine Eigenliebe will nicht dulden, daß man mir einen solchen Nebenbuhler vorzieht ... aber eine geheime Stimme sagt mir, daß uns die Eigenliebe öfters täuscht: ich will mich von der Wahrheit überzeugen und richte deßhalb an Raimund einige Fragen, die mich über den Grund oder Ungrund meiner Besorgnisse aufklären müssen.

„Wo wohnt dieser Herr von Grandmaison. — In der Rue Caumartin hat er ein prachtvolles Haus ... beinahe am Eingange der Straße vom Boulevard her."

Ein Schauder durchläuft meinen ganzen Körper, mein Magen zieht sich zusammen, Zentnerschwere lastet mir auf der Brust, und all dies ist das Ergebniß eines Wortes und einer Sekunde: ich fahre indeß, die größte Ruhe heuchelnd, mit meinen Fragen fort:

„Und diese junge Schönheit? — Wohnt ihm gegenüber in einem kleinen Hause, das keinen Portier hat, im zweiten Stocke vorn heraus. An ihrem Fenster hat Grandmaison sie gesehen; die Straße ist breit, aber er besitzt ein vorzügliches Opernglas, einen kleinen Teleskop, wodurch die Gegenstände uns vor die Nase gerückt werden. Sie wissen, wie angenehm es ist, durch ein solches Glas nach einer Tänzerin zu schauen. — Sprechen Sie sich doch aus!

Dieses junge Frauenzimmer also? — Wie ich Ihnen sagte: vermittelst seiner Lorgnette überzeugte er sich, daß sie jung, hübsch, wohlgebaut und noch nicht verwelkt ist. O, er hat zu diesem Zwecke köstliche Gläser! — Aber der Liebhaber? — Der Liebhaber logirt nicht bei ihr. Er besucht sie sehr oft, setzt sich aber alsdann nicht ans Fenster, weßhalb Grandmaison ihn noch nicht deutlich gesehen hat... denn das Mädchen verläßt sogleich ihr Fenster, sobald der junge Mann kommt! — Weiter? — Nun, Alles geht aufs Beste. Grandmaison hat vorgestern, während der Liebhaber gerade auf dem Lande war, die Kleine in eine Gitterloge der Oper geführt."

Jetzt kann ich mich nicht mehr halten, und ohne zu wissen, was ich thue, schlage ich heftig auf den Tisch, der zwischen mir und meinem Nachbar steht; die Erschütterung ist so stark, daß die Chocoladetasse an Raimunds Nase fliegt, der beim Sprechen sich über den Tisch bückte; der Rest der Flüssigkeit ergießt sich auf Weste und Jabot meines Nachbars, und dieser springt zurück, erschrocken über meinen cholerischen Anfall.

Beschämt, meine Verwirrung, meinen Zorn und und meine Wuth so deutlich an den Tag gelegt zu haben, suche ich mich wieder zu fassen und entschuldige mich bei Raimund, der nicht weiß, ob er sich mir wieder nähern darf, und ein Glas Wasser verlangt, um sein Gesicht abzuwaschen.

„Bitte um Entschuldigung, bitte tausendmal um

Entschuldigung, mein lieber Raimund ... ich weiß nicht, was mich angewandelt hat ... Sie sagten also, vorgestern ... — Sie haben mir einen ordentlichen Schrecken eingejagt ... bekommen Sie bisweilen Nervenkrämpfe? — Nein, nein, es geschah aus Zerstreuung. Sie sagten ... — Zum Teufel! Sie müssen Acht geben ... Ihretwegen muß ich nun Weste und Hemd wechseln. — O, das hat nichts zu bedeuten ... Vorgestern also hat er dieses junge Frauenzimmer in eine Gitterloge der Oper geführt? — Ja, ja ... Habe ich noch etwas im Gesichte? — Gar nichts; Sie haben ein ganz allerliebstes Aussehen ... Fahren Sie fort."

Dieses Compliment gibt Raimund seine gute Laune wieder; er versteckt seinen Jabot und nimmt den Faden des Gespräches wieder auf.

„Ja, sie waren in einer kleinen Loge ... — Damit ist's also aus? — O noch nicht. Sie können sich wohl denken, daß die Schöne Umstände macht, und dann ist Grandmaison nicht der Mann, der die Sachen so über den Nagel abbricht ... bei seinem Beine muß er sich Alles bequem machen. Unser Einer wäre freilich schneller zum Ziele gelangt ... — Und dann? — Gestern Morgen hat er die Kleine extra muros wieder gesehen und ihr auf diesen Abend einen prachtvollen, echt türkischen Kaschemir versprochen, wenn sie bei ihm soupiren wolle; ferner eine vollständig möblirte Wohnung, ein Kammermädchen, eigene Equipage und monatlich hundert Louisd'or, ohne die Geschenke zu rechnen,

wenn sie bei ihm bleiben will. — Nun? — Sie hat eingewilligt . . . — Hat eingewilligt!"

Ich erhebe mich so rasch, daß Raimund zurückspringt und mich unruhig anblickt.

„Herr Nachbar, bekommen Sie wieder Ihren Anfall? — Nein . . . hat nichts zu bedeuten . . . Wir wollen ein wenig ins Freie gehen."

Somit führe ich Raimund am Arme hinaus. Er folgt mir mit kläglichem Gesichte. Ohne Zweifel drücke ich ihm den Arm, denn er bittet mich, ihn loszulassen . . . aber ich beachte es nicht.

„Mein lieber Dorsan, Sie haben Krämpfe . . . lassen Sie doch meinen Arm los. — O, die Frauenzimmer! die Frauenzimmer! Was schnürt mir mein Herz so zusammen? Ich liebe sie ja nicht! Nein, ich liebe sie nicht. — Mein Freund, lassen Sie mich los, ich bitte Sie darum. — Ach! es ist grausam, stets betrogen zu werden, und wofür? das frage ich Sie. — Ich weiß nicht, was Sie mich fragen; aber lassen Sie mich los, Sie thun mir wehe; ich müßte sonst Leute herbeirufen. — Aber ist sie es wohl auch? Ich muß sie überführen . . . Raimund!"

Wie ich mich nach meinem Nachbar umkehre, so blickt er mich so kläglich und erschrocken an, daß ich ihn schnell loslasse, mich etwas beruhige und ihn frage, was ihm sei. — Was mir ist? Meiner Treu! Sie haben Fieberanfälle . . . Sie drücken mir den Arm, daß ich schreien muß; Sie stoßen Reden aus, die ich nicht begreife. — Ah! weil ich an etwas dachte, das ich Ihnen später erzählen werde;

aber kommen wir wieder auf den Liebeshandel Ihres Freundes zurück, denn er amüsirt mich sehr. — Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie sich amüsirten. — Herr von Grandmaison soupirt heute Abend mit seiner neuen Eroberung? — Ja, heute Abend. — Ich wäre sehr neugierig, das Frauenzimmer, welches Sie so schön nennen, zu sehen. — Meiner Treu! ich bin es gleichfalls, denn ich kenne dieselbe eben so wenig als Sie, und es wird mir daher ein wahres Fest sein, sie zu sehen. — Wie! Sie werden sie sehen? — Ich bin zum Souper eingeladen, nebst fünf oder sechs anderen lockeren Vögeln, lauter intimen Freunden von Grandmaison. Er ist ein wenig dumm, und wenn er zu einem Frauenzimmer gesagt hat, daß er wohl möchte... Sie verstehen mich schon, so weiß er nichts mehr zu sagen, um sie zu amüsiren, daher ladet er zum Souper immer mehre Freunde ein, um seine Schöne im Zuge zu erhalten. — Sehr gut berechnet und höchst angenehm für die Gäste. — Sie können leicht denken, daß für uns immer etwas abfällt... Wenn ein Frauenzimmer nur etwas Gefühl und Feuer hat, so kann es sich nicht mit dem invaliden Grandmaison begnügen. — Ah! Sie sind sein Freund und Stellvertreter. — Wie man will. O, wir amüsiren uns köstlich bei diesen kleinen Soupers und lachen uns immer die Haut voll. Das Essen ist vortrefflich und der Wein ausgezeichnet! Nirgends Zwang oder Ceremonien; wir plaudern, singen, trinken, und Witze, zweideutige Wortspiele, Zoten und

pikante Anekdoten fallen hageldicht. Alles geht bunt durcheinander, man hört seine eigenen Worte nicht mehr: ein göttliches Leben! — Ich bedaure nur, an Ihren Vergnügungen keinen Theil nehmen zu können. — Wollen Sie dies, mein Lieber? Parbleu! wenn Sie Lust haben, so werde ich Sie einführen. — Wie! Sie könnten das? — Ich kann Alles, was ich will... Sie wissen wohl, daß mir Alles gelingt. — Ich dachte nicht daran; aber dieser Herr von Grandmaison kennt mich nicht. — Was thut's? Ich kenne Sie: dies genügt. Von Raimund vorgestellt werden Sie willkommen sein. — Glauben Sie dies wirklich? — O, gewiß; wenn man nur fröhlich ist und einen Spaß versteht, so wird man bei Grandmaison immer mit Jubel aufgenommen. Er hält deßhalb auch große Stücke auf mich. — O, wenn es sich nur um Späße handelt, so verspreche ich, diesen Abend recht heiter zu sein. — Sie sind unser Mann; das ist also abgemacht; heute Abend treffen Sie mich im Café Anglais um zehn Uhr, zu welcher Zeit wir uns versammeln. — Ich werde mich einfinden. — Trinken Sie aber doch ein wenig Fleur d'orange, um Ihre Nerven zu beruhigen. — Seien Sie ruhig, ich bekomme keinen neuen Anfall. — Adieu also; heute Abend um zehn Uhr."

Raimund verläßt mich; noch lange denke ich über das Gehörte nach. Dieses Frauenzimmer ist aller Wahrscheinlichkeit zufolge Caroline, und doch leuchtet noch in meinem Herzen ein schwacher

Hoffnungsschimmer. Ich will in ihre Wohnung gehen, aber meine Gefühle wohl verbergen; ich will wo möglich in ihrer Seele zu lesen, ihren Verrath aus ihren Augen zu erkennen suchen. Vor Allem aber will ich vernünftig ... ein Philosoph sein und mir folgende zwei Verse merken:

Für den Narren ist der Lärmen, für den Thoren sind die Klagen,
Wird der Kluge hintergangen, hört man ihn kein Wörtchen sagen.

Sechstes Kapitel.

Das kleine Souper.

Caroline ist zu Hause. Meine Ankunft scheint sie nicht zu geniren. Sie empfängt mich freundlich, spricht mit mir und lächelt wie gewöhnlich. Sollte ich sie ungerechter Weise im Verdachte haben? Indeß bemerkt sie meine Verwirrung nicht. Die geheime Aufregung, welche ich zu verbergen suche, würde den Augen der Liebe nicht entgehen, denn diese sehen und errathen Alles. Caroline hingegen richtet keine Frage an mich, während ich nicht weiß, wo mir der Kopf steht, noch was ich sage ... während ich mit jedem Augenblicke herauszuplatzen im Begriffe bin und nur mit Mühe meine Qualen unterdrücke. Nein, sie liebt mich nimmer.

Auf meine Andeutung, daß ich den Tag bei ihr zubringen werde, glaube ich in ihren Blicken Verwirrung zu erkennen, aber sie faßt sich sogleich

wieder. — Es macht mir jeder Zeit Vergnügen, wenn Sie bei mir sind," sagt sie endlich mit jener sanften Stimme, die mich bei unserer ersten Begegnung auf dem Boulevard verführte. Ach, diese Stimmen sind trügerisch, wie alles Uebrige!

Vergebens suche ich mein Gesicht zu beherrschen und mir ein heiteres Aussehen zu geben; es gelingt nicht. Ich fühle immer Etwas, das mich ängstigt, mir die Brust zusammenschnürt. Ich setze mich ans Fenster, gehe aber sogleich wieder hinweg, denn ich darf heute Abend nicht erkannt werden. Ach, wie ist der Tag so lang! Ich beschleunige den Augenblick des Mittagessens; noch nie wurde vielleicht eine traurigere Mahlzeit gehalten. Caroline beklagt sich über Kopfweh . . . ich beklage mich nicht. Wenn ich von Liebe mit ihr sprechen könnte! Ich will es versuchen . . . aber ich erkenne nur noch Gemeinplätze in ihren Antworten; ach wie langweilig ist doch die Unterhaltung zwischen zwei Personen, die einander nicht mehr lieben!

Ich schlage ihr vor, mit mir ins Theater zu gehen. Sie will nicht; ihr Kopfweh nimmt zu . . . sie fühlt sich unwohl ... Treulose! ich begreife schon ... warum denn mir nicht offen sagen: „Ich liebe Dich nimmer!" Ach, ich würde Dir weniger zürnen, wenn Du so handeltest. Aber man will zur Untrene auch noch die Falschheit und Heuchelei hinzufügen; man will uns in Allem täuschen.

„Wollen Sie, daß ich bei Ihnen bleibe?" frage ich mit scheinbarer Besorgniß um ihre Gesundheit.

„Nein, nein, ich danke ihnen ... ich bedarf nur der Ruhe, morgen wird es schon besser gehen.“

Sie kann die Furcht, welche ihr mein Vorschlag verursacht, der ihre Plane vereiteln würde, nicht verbergen. Es hinge nur von mir ab, die Ausführung derselben heute Abend dadurch zu verhindern, daß ich bei ihr bliebe; allein auf diese Weise würde ich den Augenblick nur hinausschieben, und ich hätte nicht sobald das Vergnügen, sie ihrer Treulosigkeit zu überführen. Ah! wäre es nur schon Abend! Wenn uns etwas Unangenehmes widerfahren soll, so sind die Augenblicke, welche demselben vorhergehen, peinlicher, als die, welche darauf folgen.

Es schlägt acht Uhr. Sie will zu Bette gehen und schlafen, ein Wink für mich, daß ich gehen soll. Ich sage ihr Lebewohl, sie umarmt mich ... sie drückt mir die Hand, aber ihre Augen sind trocken, ihr Busen pocht nicht im geringsten. Ich gehe: es war Zeit, denn ich wollte gerade losbrechen.

Nun sind noch zwei Stunden übrig, bis ich Raimund aufsuchen werde; ich kann mich unterdessen beruhigen und einen Entschluß fassen. Die freie Luft thut mir wohl: das habe ich schon hundertmal empfunden. Eine mehr oder minder dichte Atmosphäre hat einen großen Einfluß auf unsere Denkart, besonders wenn wir reizbarer Natur sind ... Ein wenig Regen, ein wenig Sturm beruhigt oder erregt unsere Leidenschaften.

Sie hat meinetwegen ihre Tante, ihren Julius und noch viele Andere verlassen ... warum sollte

sie nicht auch mich verlassen? Sie liebt mich nimmer . . . das ist kein Verbrechen. Sie hintergeht mich: dies macht mir, wie ich glaube, den größten Schmerz; denn es ist ein so demüthigendes Gefühl, betrogen zu werden, besonders in einem Alter, wo man selbst betrügt.

Doch eine solche Bekanntschaft mußte zuletzt ein Ende nehmen: ein wenig früher oder später thut nichts zur Sache. Ich fühle gleichfalls keine Liebe mehr zu ihr, aber gerade vielleicht deßhalb, weil sie mich zuerst verläßt, bin ich um so erbitterter gegen sie, denn die Liebe verzeiht Vieles, was die Eigenliebe nicht entschuldigt.

Ach, wenn mich Nicette hintergangen hätte, dann wäre mein Schmerz ganz anderer Natur, besonders wenn ich bedenke, welche Unruhe mir die Nachricht verursachte, daß sie jetzt eine Bude besitze; und doch bin ich nur ihr Freund. Ich will an Nicette denken, dies ist das beste Mittel, um Caroline zu vergessen.

Ich habe alle Boulevards durchwandelt und also genug Zeit gehabt, um einen Entschluß zu fassen. Ich fühle, daß man ein großer Narr sein muß, wenn man sich eines Weibes wegen grämt, das Andere um unsertwillen verrathen hat. Wie kann man denn auf die Treue eines Menschen bauen, der uns nur Treulosigkeiten zur Garantie gibt.

Ich bin deßhalb fest entschlossen, mich auf Kosten der Mamsell Caroline zu amüsiren. Dies ist die beste Rache, die man an einem Frauenzimmer,

das uns hintergeht, nehmen kann. Jede andere, in die sich Haß, Groll oder Eifersucht mischt, beurkundet noch einen Rest von Liebe und ist keine vollkommene Rache.

Um zehn Uhr bin ich im Café Anglais und trinke bis zu Raimunds Ankunft ein Glas Punsch. Ich will mich nicht berauschen, möchte aber doch jenen Grad von Thorheit erlangen, der uns die Thorheiten Anderer weniger merklich macht. Mein Nachbar kommt in dem Negligé eines galanten Abenteurers. Aus seiner strahlenden Miene könnte man schließen, er sei heute Abend der Held des Festes.

„Wir werden uns herrlich amüsiren," sagte er, neben mich sitzend und seinen Elnbogen auf einen benachbarten Tisch stützend; ohne zu bemerken, daß er damit in einen Milchreis kommt, den ein alter Stammgast ruhig verzehrte.

„Zum Teufel, Herr! Geben Sie doch Acht!" ruft der alte Politikus, sein Journal weglegend. Raimund stammelt tausend Entschuldignngen hervor und wirft in der Lebhaftigkeit, womit er seinen Elnbogen herauszieht, den Reisteller auf die weißen Hosen eines Stutzers, der gerade im Modejournal liest.

Der Stutzer erhebt ein Geschrei, der alte Stammgast fährt Raimund barsch an und ich sehe, daß seine Entschuldigungen die Sache nur noch verschlimmern. Aus Furcht, es möchte ein neues Abenteuer uns von Grandmaisons Souper abhalten,

becile ich mich alsbald, die Ruhe wieder herzustellen und die beiden Herren zu beschwichtigen. Endlich gelingt es mir und dann ziehe ich Raimund sogleich zur Thüre hinaus.

„Mir scheint's, die Soirée nimmt einen schlimmen Anfang," bemerke ich gegen ihn, nach der Rue Caumartin einlenkend. „Bah! im Gegentheil . . . das verspricht einen heitern Abend . . . Es ist nicht meine Schuld, daß der alte Politikus seinen Reis gerade unter meinen Arm stellte . . . er hätte ihn nur essen dürfen, anstatt die Zeitung zu lesen, so wäre dies nicht passirt. Aber 's ist halb elf Uhr; wir wollen eilen, denn ich wette, daß man auf uns wartet . . . — Das heißt, auf Sie. — O, ich habe Grandmaison ein Billet geschrieben, um ihn zu benachrichtigen, daß ich einen guten Freund mitbringen werde; also wartet man auch auf Sie."

Wir gelangen in die Rue Caumartin und treten in ein schönes Hotel, Carolinens Wohnung gerade gegenüber. Dann steigen wir eine prachtvolle Treppe hinauf und durchschreiten mehre brillant erleuchtete Vorzimmer, wo ein halbes Dutzend Lakaien gähnt. Alles kündigt hier Reichthum und Luxus an. Dergleichen konnte ich freilich Carolinen nicht bieten und doch glaubte ich sehr Vieles für sie zu thun . . . ich habe mich ihrethalben in Schulden gesteckt . . . was wird mir nun für ein Lohn dafür? Ach, ich wollte ja eine femme entretenue.

Mein Herz pocht ein wenig, während ich mich dem kleinen Salon nähere, wo uns die Gesellschaft

erwartet . . . doch werde ich bald wieder ruhig. Wir treten ein, ich sehe nur vier Männer unter denen sich der Herr vom Hause nicht befindet.

„Ah! guten Abend meine Freunde!“ ruft Raimund und drückt einem Jeden die Hand. „Hier bringe ich einen liebenswürdigen Kerl, der sich heute Abend mit uns amüsiren will. Aber wo ist denn Grandmaison? — Im Boudoir; er unterhält sich vor dem Souper mit seiner Kleinen. — Schön! schön! Man bringt Alles vollends ins Reine; man verständigt sich . . . haben Sie das Mädchen schon gesehen, meine Herren? — Noch nicht . . . Sie soll entzückend sein. — Verführerisch und fast noch uneingeweiht! — Zum Teufel! Welch ein Wunder! — Grandmaison empfiehlt uns deßhalb etwas mehr Anständigkeit, als gewöhnlich. — Gut, wir werden stufenweise zu Werke gehen, um die Kleine nicht zu erschrecken. Aber man muß dies Mädchen endlich doch einweihen, und Grandmaison ist nicht der Mann dazu. — Der arme Kerl! Höchstens kann er ihr ein Wörtchen nach dem Souper sagen. — Sein Wein ist köstlich! — Und sein Koch ausgezeichnet . . . Meiner Treu', ich habe alle Achtung vor ihm. — Vor dem Koch? — Nein, vor Grandmaison. Also, meine Herren, keine Zweideutigkeiten; diese sind uns heute verboten, auch halte ich viel auf gute Sitten.“

Während dieser liebenswürdigen Unterhaltung musterte ich ein wenig die anwesenden Herren. Der Eine, ein kleiner, dicker Rothkopf, lacht über jeden Witz, ohne bei irgend Etwas seinen Senf dazu zu

geben. Der, welcher am meisten spricht, ist ein Männchen von etwa fünfzig Jahren, das den Roué spielt und durch die gemeinsten Zoten seine Ueberlegenheit über die jungen Leute geltend zu machen sucht. Ein blasser, hagerer Zierbengel mit hohlen, matten Augen, aus denen das Laster herausgrinst, sitzt in einem Lehnstuhle und spendet manchmal den Bonmots Raimunds, der sich in seiner Sphäre befindet, einige platte Lobsprüche. Endlich vervollständigt ein großer, dicker Herr mit Ochsenaugen und einer Nase, die eine Coloquinte beschämt hätte, die Reunion, welcher meiner Ansicht nur noch der Baron von Witcheritche mangelte.

Endlich öffnet sich eine Thüre und hereinhinkt der Herr von Grandmaison. Aber er ist allein. „Wo ist sie? wo ist sie?" rufen alle anwesenden Herren zugleich. — „Nur einen Augenblick Geduld, Sie werden sie dann sehen . . . Jetzt macht sie ein wenig Toilette. Als ich ihr sagte, daß ich mit meinen Freunden soupiren würde, so wollte sie nicht im Negligé erscheinen . . . und dann freut es mich auch, daß sie alle Geschenke sieht, welche ich ihr machte. Ihr Kammermädchen ist gegenwärtig um sie beschäftigt. Nur ein wenig Geduld und Punsch, bis das Souper kommt."

Raimund stellt mich dem Herrn von Grandmaison vor, der mir mit den herkömmlichen Complimenten sagt, wie angenehm es ihm sei, daß ich seine kleine Reunion zu zieren die Güte habe. Während ich ihm antworte, befürchte ich, er möchte mich erkennen;

aber meine Furcht verschwindet bald wieder, denn ich sehe, daß Herr von Grandmaison seines Opernglases bedarf, um die Gegenstände genau zu unterscheiden.

Jetzt wird eine riesenhafte Punschbowle gebracht, der die Herren so fleißig zusprechen, daß ich nicht weiß, in welchem Zustande sie beim Souper sein werden. Der große Herr, mit dem dummen Gesichte, den man Mylord nennt, thut weiter nichts, als immerfort sein Glas füllen und leeren, während der kleine Rothkopf, den ich mit dem Namen Zamorin rufen höre, sich mit Makronen und Biscuit vollstopft, um besser auf das Souper warten zu können.

Der alte Roué und der junge Zierbengel erkundigen sich nach dem Gesichte von Grandmaisons neuer Maitresse und der Amphitryo entwirft eine ausführliche Schilderung ihrer Reize, mit dem Versprechen, morgen mehr davon zu erzählen. — „Wie wird man sie nennen?" fragt Raimund. — „Sie wird Madame St. Laon heißen . . . ein hübscher Name . . . nicht wahr, meine Herren? — O ja, sehr hübsch... — Ich halte viel auf Namen. — Hat sie Kinder? — Einfaltspinsel! hast Du denn nicht gehört, sie sei fast noch uneingeweiht? — Ja, aber fast ist nicht ganz . . . Schweigen Sie, Raimund, Sie beleidigen die Unschuld!" ruft Herr Rocambolle, der alte Roué, „ich bin überzeugt, daß Grandmaison dieses Frauenzimmer unter den Tugenden selbst heraussuchte."

Entzückt über seinen Witz kehrt sich Rocambolle lachend gegen den jungen Zierbengel, der gleichfalls lacht und zwei oder drei verdorbene Zähne, die einzigen, welche er noch besitzt, sehen läßt.

Um bei dem allgemeinen Jubel nicht langweilig zu erscheinen, sage ich heraus, was mir in den Kopf kommt und so gelingt es mir manchmal, ohne die geringste Mühe die ganze Gesellschaft zum Lachen zu bringen, weßhalb Raimund laut ausruft: „Habe ich Ihnen nicht gesagt, er sei ein Kapitalkerl?" Man hält mich also für liebenswürdig, und ich wollte dies doch gerade nicht sein, aber die Herren sind eben heute gut aufgelegt.

Man meldet, das Souper sei angerichtet. Grandmaison blickt nach seiner Uhr. „Es ist drei Viertel," sagt er, „sie muß parat sein ... ich will sie holen. Begeben Sie sich in den Speisesaal; dorthin will ich das Mädchen bringen."

Er geht, und Raimund, der die Lokalität kennt, führt uns in ein rundes, elegant decorirtes Gemach, in dessen Mitte sich eine Tafel befindet, besetzt mit Allem, was den Augen, dem Geruche und dem Geschmacke schmeicheln kann. Eine schöne, auf einem kleinen Kamine, von weißem Marmor stehende Pendule zeigte jetzt fast Mitternacht.

„Zum Teufel!" ruft Rocambolle, „schon Mitternacht! Nun haben wir wenig Zeit mehr zur Belustigung übrig. — Auch nicht zum Essen," versetzt Zamorin.

„Warten Sie, warten Sie, meine Herren,“ sagt Raimund, der immer den Pfiffigen spielt; „ich will den Zeiger um eine Stunde zurückstellen. — Herrlich! herrlich!“ erschallt es von allen Seiten ... „Dieser Teufelskerl, der Raimund, weiß sich immer zu helfen! er ist schlau wie ein Weibsbild.“

Voll Freude, seinen Scharfsinn glänzen lassen zu können, läuft Raimund nach der Uhr, nimmt mit erstaunlicher Geschwindigkeit die sie bedeckende Glasglocke hinweg und dreht die Zeiger auf eine solche Weise, daß es wahrscheinlich in zwei Stunden noch nicht Mitternacht ist. Unsere Aufmerksamkeit wird jetzt durch Grandmaisons Stimme anders wohin gelenkt, denn nun wird diejenige kommen, welche alle Gäste, aber gewiß mit weit weniger Ungeduld als ich, erwarten!

Jeder wendet seine Augen nach der Thüre, durch welche sie eintreten soll; ich allein halte mich abseits, so daß man mich nicht gleich bemerken kann. Wir hören bereits das Rauschen ihres Kleides ... in diesem Augenblicke ertönt ein lautes Klirren in dem Zimmer, Raimund hat die Uhrfeder abgerissen; um seine Dummheit zu verbergen, entfernt er sich nun so rasch als möglich von dem Kamine und läuft der erwarteten Schönen entgegen.

Sie erscheint endlich, geführt von Grandmaison und Raimund, der sich ihrer anderen Hand bemächtigt hat und bereits all die schönen Sachen, welche er weiß, auskramt. Ich habe sie gesehen ... und

mein Herz hat heftiger gepocht; meine Brust hat sich zusammengeschnürt . . . Dies ist wahrscheinlich der letzte Eindruck, welchen ihre Gegenwart auf mich hervorbringen wird.

Ihre Toilette ist prachtvoll. Ein Smaragd-Collier glänzt auf ihrer Brust; ein sehr schöner Kamm und Girandolen vollenden ihren Kopfputz. Ihre niedergeschlagenen Augen verleihen ihr eine bescheidene Miene, welche fast derjenigen gleichkömmt, womit sie mich das erste Mal täuschte. Dieses Mädchen hat seine Physiognomie vollständig in seiner Gewalt . . . Ich will doch sehen, wie sie meinen Anblick aushält.

Endlich schlägt sie ihre Augen zu der Gesellschaft auf; alsbald erschallen unzählige Lobsprüche und Complimente, sie ist in der That sehr hübsch und die Herren wissen ihrem Entzücken, ihrer Bewunderung nicht Worte genug zu leihen. Wie glücklich ist Caroline in diesem Augenblicke, sie erröthet, aber vor Freude und Stolz, nicht aus Bescheidenheit.

„Wo ist denn mein Freund?" ruft Raimund, mich mit den Augen suchend. Er erblickt mich in einer Ecke, von wo aus ich die Scene betrachte; er läuft auf mich, ergreift mich bei der Hand und führt mich zu Carolinen. „Kommen Sie doch," sagt er, „kommen Sie doch; hier sind die drei Grazien . . . Hebe . . . Venus . . . Psyche . . ."

Raimund wird durch einen Schrei, welchen Caroline ausstößt, unterbrochen. Sie hat mich in

dem Augenblicke erblickt, wo ich ihr mein Compliment mache und Herrn von Grandmaison Glück wünsche. Sie erbleicht ... wird verlegen ... will sich aber wieder fassen ... doch die Aufregung ist zu stark; sie wankt und fällt auf ihren neuen Anbeter. Dieser, der gerade die Glückwünsche seiner Freunde erwidern wollte und um etwas Pikantes zu sagen, eine Prise aus seiner goldenen Tabaksdose nahm, ist der unerwartet entgegenprallenden Last nicht gewachsen; sein linkes Bein befindet sich niemals im Gleichgewichte und durch Carolinens Sturz wird auch das rechte zum Weichen gebracht: Herr von Grandmaison thut daher einen schweren Fall, wobei er sich an dem nächsten Gegenstande zu halten sucht. Er erwischt nur Rocambolle's Schenkel und klammert sich an denselben an; während aber Grandmaison einen Theil des Individuums selbst zu halten glaubt, hat er nur Baumwolle gefaßt, womit der alte Libertin seine Hose ausstopfte, um sich wollüstige Formen zu geben. Der Kasemir kracht, der Stoff reißt und Rocambolle's künstlicher Hinterbacken bleibt in Grandmaisons Hand.

Während Rocambolle zornig seine baumwollenen Hinterbacken wieder nimmt, während der zahnlose Stutzer lachend wie ein Narr sich in eine Bergère wirft, während Zamorin nachsieht, ob das Essen nicht kalt werde und während der Mylord mit seinen rollenden Augen überall umherglotzt, stürzt Raimund, der für sich allein Alles wieder in Ordnung bringen will, rasch auf den Tisch zu, um für das

ohnmächtige Mädchen ein Mittel zu suchen; indem er nun eine Wasserflasche ergreifen will, stürzt er zwei Madeiraflaschen und einen Kronleuchter um, dessen Lichter auf einem Käse erlöschen; die Madeiraflaschen fallen dem Herrn von Grandmaison ins Gesicht, der nun schwört, man habe ihm die Nase eingeschlagen, während Zamorin beim Anblicke der Verheerung, welche Raimund unter dem Souper anrichtet, um Hülfe ruft. Die Bedienten laufen herbei, aber ihre Gegenwart vermehrt bloß die Unordnung. Caroline ist noch immer ohnmächtig, oder stellt sich wenigstens so, um ihre Verwirrung zu verbergen. Grandmaison fährt zu fluchen, Rocambolle zu schreien und der junge Mann zu lachen fort. Der Engländer sucht einige Flaschen Champagner in Sicherheit zu bringen, und Raimund, welcher dem Mädchen zu Hülfe kommen, Grandmaison aufheben und den Frieden wieder herstellen will, hat Möbel umgestürzt, Gläser und Teller zerbrochen, dem Einen Geflügel ins Gesicht, dem Andern eine Torte auf den Schooß geworfen und fällt endlich selbst auf ein mit Liqueurs und eingemachten Früchten beladenes Tischchen.

Was soll ich noch länger bei Herrn von Grandmaison thun? Meine Rache ist vollkommen; die Unordnung hat ihren Gipfel erreicht: der Schauplatz der Freude hat sich in einen Schauplatz der Verwirrung und des Schmerzes verwandelt. Geschrei folgte den Gesängen, Klagen den Bonmots, Zorn der Trunkenheit, Trauer der Heiterkeit; Caroline hat

mich gesehen und erkannt, und der Eindruck hat meine Erwartung übertroffen. Völlig zufrieden gestellt und es einem Jeden überlassend, sich selbst so gut als möglich aus seiner Lage zu ziehen, entferne ich mich aus Grandmaisons Hotel, gänzlich geheilt von der Leidenschaft, welche die junge Blumenmacherin mir eingeflößt hatte.

Siebentes Kapitel.

Die beiden Besuche — Der Schreibunterricht.

Den Tag nach dieser Reunion wird um neun Uhr Morgens bei mir geklingelt. Ich liege noch im Bette, mein Kopf ist kalt, mein Herz ruhig, mein Geist nicht mehr durch die Erwartung eines Ereignisses gefoltert, und ich stelle mir jetzt die verschiedenen Personen vor, die ich in Grandmaisons Hotel verlassen habe; ich glaube sie noch um das ruinirte Souper klagen zu hören und lache vor mich hin, wie wenn ich mitten unter jenen Herren stände.

Wenn in diesem Augenblicke irgend ein Neugieriger, geführt von dem hinkenden Teufel, sich auf das Dach meines Hauses setzte und mich betrachtete, so würde er glauben, ich hätte einen Anfall von Narrheit. Mir kommt es übrigens durchaus nicht ungewöhnlicher vor, über seine Erinnerungen zu lachen, als darüber zu weinen, und doch erstaunt man niemals, wenn man Jemand deßhalb Thränen vergießen sieht; aber wenn ihr ganz allein lachet,

so hält man euch für einen Narren oder für einen Dummkopf. Ist denn das Weinen naturgemäßer, als das Lachen?

Die Portiere öffnet meine Thüre und führt meinen Nachbar Raimund ein, der, als er mich so fröhlich sieht, auf den Gedanken kommt, seine Gegenwart sei daran schuld und nun einen Augenblick stehen bleibt, ungewiß, ob er sich darüber ärgern oder meine gute Laune theilen soll. Kluger Weise ergreift er die letztere Partie und nähert sich spöttisch lächelnd meinem Bette:

„Ha! mein lieber Freund, der gestrige Abend war heiß! ha! ha! ha! Sie denken noch daran, nicht wahr? — Ja, aber ich wünschte von Ihnen das Ende der Geschichte zu erfahren. — Und ich eine Erklärung. — Vielleicht wieder im Gehölze von Boulogne? — Nein, nein, Sie Schelm! ha! ha! Die schöne Caroline ist bei Ihrem Anblicke nicht ohne Grund in Ohnmacht gesunken. — O, der Grund ist sehr natürlich: ich bin der junge Mann, an dessen Stelle Herr von Grandmaison getreten ist. — Wäre es möglich? Ah! das Abenteuer ist einzig! Und ich mußte Sie gerade zum Souper mitbringen, ich mußte Sie dem armen Grandmaison vorstellen! Zum Teufel auch, Sie sagen mir gar nichts, Sie schenken mir durchaus kein Vertrauen, während ich Ihnen doch von ganzem Herzen ergeben bin. — Ich wollte eine Ueberraschung hervorbringen. — Dies ist Ihnen vortrefflich gelungen. — Nun wie ist der Abend abgelaufen? — Sehr traurig. Ein Souper gab es nicht. Das Mädchen wollte sich entfernen. Grand-

maison sah sehr kläglich aus, denn es war ihm, ich weiß nicht wie, eine Weinflasche ins Gesicht gefallen und wir mußten ihn und seine Maitresse zu Bett gehen lassen; aber ich glaube, die Nacht wird ganz anders abgelaufen sein, als er sich's dachte. Wir gingen ziemlich übelgelaunt aus einander. Rocambolle beklagte seinen baumwollenen Schenkel, Zamorin das Souper, Mylord den Wein, und der Andere die junge Schöne, welche er zu verführen hoffte. Nur ich tröste mich über Alles, wie Sie wissen. Ich konnte es übrigens kaum erwarten, bis ich Sie sah, um die Ursache dieser freudestörenden Katastrophe zu erfahren. Gerne hätte ich heute Nacht an ihre Thüre geklopft, um Sie bälder sprechen zn können. — Sie haben wohl gethan, mich schlafen zu lassen. — Ich gehe jetzt, Herr Nachbar, bitte Sie aber, ein andermal mir etwas mehr Zutrauen zu schenken. Sie wissen ja, wie discret ich bin; man kann mir Alles anvertrauen, das heißt, unter dem Siegel des Geheimnisses. O, ich hätte einen guten Inquisitor oder einen Illuminaten gegeben; ich liebe die Geheimnisse und wie sorgfältig ich sie bewahre, beweist Ihnen schon hinlänglich der Umstand, daß ich Freimaurer bin und noch niemals ein Geheimniß ausgeplaudert habe. — Sie sagten mir, es gebe keines. — Allerdings; doch sagte ich dies nur, um Sie besser zu täuschen. Adieu, Herr Nachbar. Apropos, Sie wissen wohl die Neuigkeit noch nicht: es heißt der Baron von Witcheritche sei entzweit mit seiner

Gemahlin. Ein Musikliebhaber sollte die junge Frau den Serpent lehren; der Gemahl hatte eingewilligt, weil es ein weiteres Instrument ist und bei Gelegenheit von Nutzen sein kann. Ueberdies wollte der Baron kleine Duette für die Geige und den Serpent componiren, um sie gemeinschaftlich mit seiner Frau auszuführen. Somit ertheilte ihr der Musikliebhaber jeden Morgen Unterricht; aber an einem schönen Tage kam Witcheritche, den man auf dem Lande glaubte, unerwartet schnell wieder nach Hause zurück. Er sah, wie der Dilettant der Frau Baronin seinen Serpent zeigt, die sogleich das Mundstück daran entdeckte. Seit diesem Tage scheint Witcheritche die Musik nicht besonders mehr zu lieben, denn er hat geschrieen und geflucht; seine Frau hat geweint; der Liebhaber hat sich aus dem Staube gemacht: kurz, es gab einen Scandal. Der kleine Friquet, dem ich begegnete, hat mir dies Alles erzählt; er weiß es von seiner Tante, die es von Madame Bertin weiß; diese hörte es von Crachini, dieser von Gripaille, und Gripaille erfuhr es von einem Mädchen, das in Witcheritche's Hause wohnt. Man darf indeß einem Gerüchte nicht so leicht glauben, sondern muß an die Quelle zurückgehen. Ich werde diesen Morgen den Baron besuchen und falls ich bei ihm keine Kälte gegen seine Frau bemerke, werde ich von dem Serpent zu sprechen anfangen. Adieu, ich will jetzt ein kleines Vaudeville beendigen, um das man mich in der Rue de Chartres gebeten hat ... — Wurde schon

eines Ihrer Stücke bei irgend einem Theater aufgenommen? — O, überall. — Sonderbar, man spielt ja nirgends eines. — Dies kommt daher: wenn man ein Stück von mir nicht sogleich spielt, so nehme ich es wieder zurück. O, ich bin in dieser Beziehung eigensinnig! Augenblicklich wird Alles wieder zurückgenommen, sobald man es nicht aufführt, wie ich verlange. Aus einem ähnlichen Grunde schicke ich auch meine Gemälde und Skizzen nicht in die Kunstausstellung, denn ich fürchte, sie möchten einen ungünstigen Platz erhalten. Man muß stolz sein; das wahre Talent concentrirt sich in sich selbst, und es kommt immer ein Augenblick, wo es durchbricht. Adieu, Herr Nachbar, ich will Sie jetzt nimmer länger geniren."

Dieser Mensch muß doch glücklich sein, denke ich bei mir selber; er zweifelt an nichts, hält sich für ein Genie und für eine Schönheit. Wenn ein Frauenzimmer ihn nicht erhört, so geschieht es nur, weil sie ihn zu heftig zu lieben fürchtet; wenn seine Verse nicht gedruckt werden, so rührt dies daher, weil die Buchhändler Ignoranten sind; wenn seine Theaterstücke keine Aufnahme finden, so ist Kabale im Spiel: seine Eigenliebe läßt ihn Alles unter einem schmeichelhaften Gesichtspunkte erblicken. Gewiß hält er sich für muthig, obwohl er sich mit Pistolen ohne Kugeln duellirte; ja er würde ein militärisches Genie zu sein glauben, wenn er in der Nationalgarde diente. Seine Beine findet er schön, weil er dicke Waden hat, und eben so seine

Haare, weil sie kraus sind wie die eines Negers. Kurz er ist glücklich, und dies ist die Hauptsache. Glückliche Leute sind doch nicht so selten, als man gewöhnlich annimmt, denn es gibt viele Menschen auf der Welt, welche meinem Nachbar Raimund gleichen.

Wäre es nicht so spät, so würde ich Nicette besuchen; ich würde aus ihren Augen jenes so sanfte, so zarte und vielleicht so wahre Gefühl schöpfen, welches ich in den schönen Augen der Mamsell Caroline niemals fand; ich sage vielleicht, denn ich mag mich jetzt auf nichts mehr verlassen! . . .

Beim Ausgehen schlage ich, ohne daran zu denken, den Weg nach der Rue Caumartin ein; es geschieht eben aus Gewohnheit. Die Gewohnheit, welche uns ungeheuer Vieles thun läßt, ist wirklich eine zweite Natur. Wie Manche lieben sich nicht mehr und bleiben doch aus Gewohnheit beieinander! Ich spreche nicht von den Verheiratheten . . . diese können nicht anders.

Um diese Gewohnheit, welche wegen meiner erst zweimonatlichen Bekanntschaft mit Carolinen noch nicht tief eingewurzelt sein kann, früher abzulegen, will ich Frau von Marsan besuchen, in die ich mich früher verliebt zu haben glaube. Ueberdies schulde ich ihr einen Besuch für die Einladung, welche ich, Dank meinem Reisegefährten, nicht benützen konnte.

Sie wohnt, so viel ich glaube, im Faubourg St. Honoré, der ersten Straße rechts gegenüber . . . indeß werde ich fragen; die reichen Leute sind be-

kannt und lassen sich immer leicht auffinden; nur verschämte Arme kennt Niemand und sie werden eben so selten gesucht.

Im Faubourg St. Honoré frage ich nach Herrn von Marsan; drei bis vier Personen beeilen sich, mir mit dem Finger seine Wohnung zu zeigen. Herr von Marsan muß ein sehr reicher Mann sein; Jeder kennt ihn oder will ihn wenigstens kennen. Um den Reichthum ist es doch etwas Schönes!

Das Haus ist wirklich sehr hübsch, vielleicht weniger elegant und luxuriös als Grandmaison's Hotel, aber ich vermuthe, daß es mehr einträgt, und bei einem Geschäftsmanne, der zu rechnen weiß, muß dieser Vortheil alle anderen überwiegen.

Es ist erst Mittag; werde ich Frau von Marsan sehen können? Es ist das erstemal, daß ich zu so früher Stunde einer hübschen Dame, und zwar einer hübschen Dame, die fast ihre dreißig Jahre zählt, meine Aufwartung machen will. Je weiter sich die Frauenzimmer von ihrem Frühlinge entfernen, desto mehr Zeit verwenden sie auf ihre Toilette und können deßhalb erst spät Besuch annehmen. Mit fünfzehn Jahren geben sie sich wie sie sind, mit zwanzig treten sie in einem einfache Negligé auf, mit fünfundzwanzig betrachtet man sich einige Zeit vor dem Erscheinen im Spiegel, mit dreißig verwenden sie große Sorgfalt auf ihre Toilette, mit sechsunddreißig . . . doch dies würde uns zu weit führen.

Der Portier weist mich in den ersten Stock

hinauf nach der Thüre links; dies ist die Wohnung der Frau von Marsan. Die Büreaux des Herrn sind im Erdgeschosse.

Nachdem ich bereits durch mehre Zimmer gegangen bin, finde ich endlich eine Kammerjungfer, welche nicht hübsch ist und bei der man sich nicht aufhalten darf, wenn man ihre Gebieterin sehen will. Ich frage nach Madame, nenne meinen Namen und die Zofe meldet mich an.

Ich darf nur fünf Minuten warten ... dies ist wenig, um eine schöne Frau zu sehen, während so viele reiche Dummköpfe, so viele Beamte und ungehobelte Emporkömmlinge oft eine Stunde auf sich warten lassen, ehe sie uns ihre abgeschmackte Physiognomie zeigen.

„Sie können eintreten, mein Herr," sagt die Kammerjungfer und führt mich zu ihrer Gebieterin. Dieser prompte Empfang erscheint mir als eine glückliche Vorbedeutung.

Frau von Marsan sitzt auf einem kleinen Sopha. Das Zimmerchen ist hübsch und auf die anmuthigste Weise decorirt; es wird nur von einem sanften, durch doppelte Vorhänge und Jalousieen gemäßigten Lichte erhellt. Es befinden sich darin ein Piano, eine Harfe und Romanzen ... Ich habe große Neigung zu Frauenzimmern, welche die Musik lieben, und noch mehr zu denen, welche selber spielen. Dies ist ein Mittel gegen die Trägheit, und ein Frauenzimmer, welches nichts thut, denkt zu viel.

Frau von Marsan empfängt mich mit einem

liebenswürdigen Lächeln, in welchem ich eine kleine Schattirung von Aerger zu entdecken glaube. Ich schreibe es dem Umstande zu, daß ich meinen Besuch so lange verschob, indeß werde ich mich schon zu entschuldigen wissen. Sie ist pikirt . . . sie hielt mich für eine sichere Eroberung und hat mich unterdessen nicht mehr gesehen. Dies muß ihr in der That seltsam vorgekommen sein, nach meinen verliebten Blicken im Theater und meinem Benehmen bei Vauvert. Ich selbst staune darüber, denn ich finde sie jetzt hundertmal schöner als Caroline.

Man macht mir jedoch keine Vorwürfe; aber ich halte mit meinen Entschuldigungen nicht lange zurück und erzähle mein Abenteuer mit Raimund. Frau von Marsan lacht sehr darüber, und die Heiterkeit, welche die Etikette und das Ceremonielle eines ersten Besuches verbannt, macht, daß man sich leichter verständigt und das Herz sich bereitwilliger aufschließt.

Um meinen Besuch zu verlängern, bitte ich Frau von Marsan um eine Romanze. Sie singt dieselbe zum Piano mit einem Geschmack und einer Grazie, die mich entzücken. Ihr Accompagnement zeigt, daß sie sehr musikalisch ist... Wie viel mußte sie wohl bei Vauvert's Soirée leiden!

Jedoch darf eine erste Aufwartung nicht zu lange dauern. Man muß sich nicht sogleich völlig aussprechen, besonders bei Frauenzimmern, die an Huldigungen und Galanterien gewöhnt sind. Ich habe

in dieser Hinsicht schon öfters gefehlt, will aber in Zukunft vorsichtiger sein.

Ich verabschiede mich also bei Frau von Marsan. „Werden Sie wieder so lange nichts von sich hören lassen?“ fragt sie mich beim Gehen. — „Nein, Madame; ich werde von Ihrer gütigen Erlaubniß, Sie besuchen zu dürfen, öfters Gebrauch machen... möchte es Ihnen ja nie als ein Mißbrauch erscheinen! — Glauben Sie, mein Herr, daß ich mich niemals darüber beklagen werde. Sie lieben die Musik: wir werden also manchmal spielen. Ich gehe sehr selten aus und es wäre recht schön von Ihnen, wenn Sie öfters unsere kleine Gesellschaft besuchten.“

Diese Frau ist entzückend... ich glaube, daß ich jedes Mal, wenn mein Herz Feuer fängt, so spreche; doch die Wiederholung schadet nicht, weil ja dieselben Gefühle in unserer Seele sich wiederholen. Liebenswürdiger konnte sie nicht mit mir sprechen. Sie wird mich nie zu oft sehen... klingt fast wie eine Erklärung. Voll Hoffnung und mich bereits angebetet wähnend, verlasse ich Herrn von Marsan's Haus. Uebrigens würde nach dem, was mir Raimund gesagt hat, dies nicht ihre erste Schwachheit sein... ich glaube, er hat mir von drei oder vier Neigungen der Frau von Marsan erzählt; jedoch auf die Worte meines Nachbars, der ein Lügner und Verleumder ist, läßt sich nicht bauen.

Ich werde sie heute Abend besuchen... heute

Abend? Nein, das wäre zu bald. Ich will mich nimmer so schnell in einen Liebeshandel einlassen, sondern vorher den Charakter derjenigen, welche mir gefällt, kennen lernen... Doch was helfen alle Vorsätze? Schon steht mein Herz wieder in hellen Flammen. Ach! ich bin unverbesserlich.

Erst in zwei Tagen werde ich der Frau von Marsan wieder meine Aufwartung machen. Bis dahin bedarf ich der Zerstreuung; nicht als ob ich noch an Mamsell Caroline dächte, o! von dieser Leidenschaft bin ich vollkommen geheilt und glaube jetzt sogar, daß die Wunde niemals tief gewesen ist. Indeß, wenn ich mir selbst überlassen bin, wird meine natürliche Ungeduld mich zu Frau von Marsan treiben. Aber ist denn nicht Nicette ein Mittel gegen Langeweile und besonders gegen neue Liebschaften? Ich will sie also aufsuchen; doch jetzt kann es nicht sein: es ist erst zwei Uhr, man würde mich mit ihr plaudern sehen, und dies will ich vermeiden. Ich muß die Nacht abwarten; indessen will ich nach Hause gehen und meine Sachen ein wenig ordnen.

Zu Hause ist ein Brief von meiner Schwester. Arme Amalie! sie beklagt sich, daß ich sie ganz vergesse; in der That, wir haben bereits September und noch habe ich sie nicht besucht. Wenn man auf zwei oder drei Tage hingehen könnte... aber unmöglich!... wenn ich dort bin, so läßt man mich nimmer nach Paris. Sie schreibt mir von einer süperben Partie, welche sie für mich ausgesucht

habe ... ein Mädchen von sechszehn Jahren, schön, tugendhaft und reich! Ich gestehe, das ist glänzend, verführt mich aber noch nicht ... vielleicht in zwei bis drei Jahren: wir wollen sehen. Ich will jedoch diesen Herbst meine Schwester und ihren Gemahl auf vierzehn Tage besuchen; vorher müssen aber meine finanziellen Angelegenheiten ein wenig in Ordnung gebracht werden, denn meine Liebschaft mit der Blumenmacherin hat denselben einen bedeutenden Stoß gegeben. Zum Teufel! wenn es so fortgegangen wäre, würde mein Einkommen bald verschleudert gewesen sein. Ich muß ihr noch dankbar sein, daß sie mich noch zu rechter Zeit aufgegeben hat; bei sechsmonatlicher Sparsamkeit werde ich meine Schulden bezahlen können. Ich will also auf sechs Monate jene Passionen ablegen, welche mich so theuer zu stehen kommen. Mamsell Caroline hat mir bewiesen, daß man nicht für diejenigen Frauenzimmer, welche uns am meisten lieben, auch die größten Opfer bringt.

Es ist Nacht; nun will ich Nicette besuchen. Ihr Blumenladen ist geschlossen, aber ich bemerke Licht durch das Fenster über der Thüre. Ich klopfe ganz leise, denn ich fürchte die Aufmerksamkeit der Nachbarn rege zu machen.

„Wer ist da?“ fragt eine weibliche Stimme. — „Ich bin's, Nicette ... es ist ...“ Ich brauche mich nicht zu nennen ... schon ist die Thüre geöffnet und ich stehe vor ihr ... Ich trete ein, schließe die Thüre wieder und betrachte das Mädchen unter

Bayerische Staatsbibliothek

seinen Blumen, die das ganze Zimmerchen anfüllen, in welchem nur noch Platz zu einem Tische und einem Stuhle ist. Der Tisch ist mit Papier, Federn und Büchern bedeckt, und ein einziges Licht erleuchtet das niedliche Gemach, wo tausend und aber tausend Blumen die köstlichsten Wohlgerüche verbreiten.

Nicette hat mir einen zweiten Stuhl aus dem Zimmer hinter ihrem Laden geholt. Sie stellt denselben mitten unter ihre Blumen. In ihren reizenden Zügen lese ich die Freude, welche ihr meine Gegenwart verursacht, bemerke aber auch zu meiner Betrübniß, daß ihre Augen roth und die Rosen von ihren Wangen verschwunden sind.

Sie bittet mich nun, neben ihr Platz zu nehmen. — „Wie gütig sind Sie, Herr Dorsan, daß Sie mich besuchen und bisweilen an mich denken!... — Denken Sie denn nicht an mich, Nicette? — O, immer! Aber dies ist kein Grund, daß... bei Ihnen ist es etwas Anderes! — Was thaten Sie, als ich kam? — Ich schrieb, mein Herr... ich lernte meine Aufgabe."

Sie erröthet. Ich sehe auf den Tisch und erblicke mehre Blätter mit großen Buchstaben... ein Name, der hundertmal geschrieben und wieder geschrieben ist... es ist der meinige... Arme Nicette!

Ich sehe sie an... sie wird noch röther und stammelt mit niedergeschlagenen Augen: „Verzeihen Sie, mein Herr, wenn ich Ihren Namen zur Uebung schrieb... aber ich dachte, den Namen meines Wohlthäters müßte ich zuerst schreiben lernen."

Bayerische Staatsbibliothek

Ich habe ihre Hände ergriffen und drücke sie in die meinigen. „Wahrlich, Nicette, ich verdiene nicht so viele Freundschaft . . . wenn Sie mich genauer kennen würden! — Ach! ich kenne Sie aus dem, was Sie für mich gethan haben. — Sind Sie jetzt glücklich? — Ja, mein Herr, ich könnte nicht glücklicher sein.“

Der Ton, mit welchem sie dieses sagt, so wie ihre melancholische Gesichtsfarbe geben mir Vieles zu denken.

„Nicette, ich finde Sie verändert. — Wie so, mein Herr? — Sie sind bleich . . . ein wenig abgemagert. — Ich bin jedoch nicht krank. — Vielleicht kommt es von diesem Blumendufte. — O, ich bin schon längst daran gewöhnt. — Sie sehen nimmer so heiter aus wie früher, als wir das erstemal einander begegneten. — Ach! man bleibt sich nicht immer gleich. — Jedoch, wenn Sie keinen Kummer haben . . . — Nein, mein Herr, das nicht. — Ihre Augen beweisen mir das Gegentheil . . . Liebe Nicette, Sie haben geweint. — Nein, mein Herr; und wenn dies auch der Fall wäre . . . man weint manchmal ohne zu wissen warum und ohne daß man Kummer hat.“

Wir schweigen. Ich mag nicht weiter fragen, denn ich glaube ihren Schmerz zu errathen. Sie blickt mich nicht mehr an, wahrscheinlich weil sie fürchtet, ich lese in ihren Augen. Sie bleibt nachdenkend und stumm. Ich kann nimmer sprechen . . . Ihre Traurigkeit ist in mein Herz übergegangen . . .

aber dieses Schweigen hat einen Reiz, den wir Beide fühlen.

Ich muß sie jedoch zu zerstreuen suchen und selber allzugefährliche Gedanken von mir entfernen. Ich nähere mich also dem Tische und betrachte die Papiere.

„Sie schreiben schon recht brav, Nicette. — O noch nicht besonders, aber ich hoffe mit der Zeit... — Nehmen Sie noch immer Unterricht? — Nein, ich habe keinen Lehrer mehr ... Er sagte mir ... Dinge, welche mich langweilten, ließ mich immer: Commencement, communement, exactement schreiben, während ich das Schreiben eben so gut zu lernen glaubte, wenn ich mich in dem Namen Dorsan übte, obgleich dies kein so langes Wort ist. Darüber wurde er sehr böse, dann ich habe ihm den Abschied gegeben. Auch weiß ich bereits allein zurecht zu kommen. — Wir wollen sehen. — Ach, mein Herr, vor Ihnen würde ich zittern ... — Warum? Ich will Ihnen Unterricht geben ... Sind Sie's zufrieden? — O, ja ... gewiß."

Sie setzt sich an den Tisch; ich stelle meinen Stuhl hart neben den ihrigen, schlinge meinen Arm um sie und leite ihre Hand mit der meinigen; mein Gesicht berührt ihre Haare; ihr ganzer Körper ist an den meinigen gedrückt; ich sauge ihren süßen Athem ein ... und kann die Schläge ihres Herzens zählen ... Ach, welches Vergnügen gewährt mir dieser Unterricht!

Ohne daran zu denken und ohne alle Absicht,

lasse ich sie immer, „ich liebe dich," schreiben. Meine Hand zittert ebenso sehr als diejenige, welche ich leiten will... Da entquillt eine Thräne ihren Augen... Die Feder entfällt uns; ich weiß nicht, wie es kommt, aber Nicettens schönes Gesicht befindet sich auf einmal an meiner Brust; ihre beiden Arme sind um meinen Hals geschlungen; die meinigen umfassen sie gleichfalls mit Zärtlichkeit. Ach, ich fühle es wohl, in diesem Augenblicke würde ich, selbst wenn Frau von Marsan oder jede Andere da wäre, mich nicht aus Nicettens Umarmung losreißen.

Wir sitzen schon lange so bei einander und denken gar nicht daran, uns zu trennen. Nicette ist selig und ich, ich darf es wohl gestehen, empfinde ein Glück, welches ich noch nicht kannte, eine Freude, von der ich keinen Begriff hatte und die durch kein Verlangen, worüber ich erröthen müßte, getrübt wird. Aber jetzt kann ich für die Zukunft nicht einstehen..., eine weitere Liebkosung könnte eine Feuersbrunst erregen.

Auf einmal klopft man heftig an die Thüre; Nicette macht sich aus seinen Armen los; ich blicke sie unruhig an: „Wer kann denn so spät noch zu Ihnen kommen? Sie haben mir gesagt, daß Sie keine Bekanntschaft hätten. — Ich weiß nicht, wer es ist; ich erwarte Niemand."

Ihre Augen beruhigen mich; sie können nicht lügen... aber man klopft von Neuem, und wir unterscheiden deutlich die Worte: „Machen Sie doch

auf, Jungfer Nicette; Ihre Mutter ist sehr krank; sie will Sie sehen."

Nicette öffnet und erkennt das Mädchen einer Nachbarin, der Madame Jerome. Die Kleine benachrichtigt Nicette, ihre Mutter habe einen Schlaganfall bekommen in Folge eines heftigen Streites mit ihrer Tochter Franziska und da sie nun sehr krank sei, so habe sie den Wunsch ausgedrückt, ihr Kind, welches sie einst so ungerechter Weise fortjagte, wieder zu sehen.

In einem Augenblicke hatte Nicette ihre Haube aufgesetzt und ihre Schürze umgebunden. „Adieu, adieu, Herr Dorsan," sagt sie zu mir mit bewegter Stimme und thränenschweren Augen; „meine Mutter ist krank, ach! ich muß jetzt alles Andere vergessen."

Wir verlassen die Bude. Nicette ergreift den Arm des Mädchens und eilt so sehr, daß diese ihr nur mit Mühe folgen kann... Ich verliere sie bald aus dem Gesichte.

Liebenswürdiges Mädchen! Du vereinigst alle Tugenden; ich liebe dich mehr, als ich glaubte... mehr, als ich jemals geliebt habe... Der größte Beweis von meiner aufrichtigen Liebe ist, daß ich bisher deine Unschuld ehrte; aber ich fühle, Abends darf ich dich nicht wieder sehen; allein bei dir zu sein, wäre gefährlich... Wenn man nicht an die Thüre geklopft hätte... so weiß ich nicht, wie es gegangen wäre.

Jetzt muß ich zu Frau von Marsan zurückkehren, um mich Nicettens wegen zu zerstreuen, ich muß

meinen Kopf beschäftigen, um mein Herz zu beruhigen. Dadurch werden meine neuen Thorheiten wenigstens einen entschuldbaren Beweggrund haben.

Achtes Kapitel.

Die bürgerliche Komödie — Die Probe.

Seit einigen Tagen ist mein Benehmen sehr klug. Ich mache der Frau von Marsan, über die mein Nachbar sicherlich zu viel gesagt hat, den Hof; ich besuche Nicette Abends nicht mehr, und wenn ich Morgens an ihrer Bude vorbeigehe, so wünsche ich ihr einen guten Tag, ohne mich aufzuhalten. Ihre Trauer zeigt mir, welchen Verlust sie erlitten hat; aber ich habe sie noch nicht um die näheren Umstände des Todes der Frau Jerome gefragt.

Frau von Marsan ist eine sehr liebenswürdige und sehr kokette Dame, fast beständig von einem Haufen Anbeter umlagert; doch bin ich nicht so sehr verliebt, um eifersüchtig zu werden. Ihre Soiréen sind köstlich: die Gesellschaft gewählt, die Frauenzimmer hübsch, die Herren von gutem Tone. Es herrscht kein lästiger Zwang, sondern eine anständige Freiheit dabei. Es wird Musik gemacht, und man spielt auch, aber ohne Leidenschaft.

Der Monat Oktober naht heran und ehe der Winter seine Bälle wieder bringt, will Frau von

Marsan noch ein Fest in ihrem Landhause geben. Als theatralische Stücke werden der „Barbier von Sevilla,“ und „Fanchon la Vielleuse“ gewählt. Frau von Marsan wünscht, daß ich eine Rolle übernehme. Nach einigem Zögern entschließe ich mich, den Lindor zu spielen, und sie spielt die Rosine. Auch Raimund spielt eine Rolle. Herr von Marsan aber nimmt keinen Theil an der Komödie; bei großen Feten sind die Ehemänner nur gut, um Geld herzugeben.

Nun verfolgt mich Raimund wie ein Quälgeist mit seinem ewigen Geschwätz von der einzustudirenden Komödie.

„Anstatt diese Fanchon, sagt mein Nachbar jeden Morgen, „hätte man ein kleines neues Stück spielen sollen. Ich würde schon eines gemacht haben. Doch es ist nun einmal so. Uebrigens hätte ich doch lieber den Offizier, als den Abbé gespielt... diese Rolle würde mir besser zu meiner Figur und Haltung passen... doch, ich will den Abbé aus Gefälligkeit spielen... ich bringe ja gerne ein Opfer. Ich hoffe indeß, man werde, wenn die Zeit hinreicht, noch vor dem Feste eine kleine Oper: „die von Venus beschützten Liebenden“ spielen... sie hat nur drei Acte... sehen Sie, hier ist der erste Act. — Ich studire meine Rolle. — Thut nichts; ich wünschte von Ihnen ein Urtheil. Das Theater stellt eine prächtige Landschaft vor, wo man Anstalten zur Hochzeit der Liebenden trifft. Die Prinzessin beginnt also: „Prinz... hier an diesem

Ort, wo man uns will verbinden... Fühl ich mein höchstes Glück... fühl ich..."

Weiter höre ich nicht. Obschon das Fest erst in zehn Tagen gegeben wird, mache ich mich doch von Raimund los und reise nach dem Landgute der Frau von Marsan. Es ist noch Niemand von der eingeladenen Gesellschaft da, was mir sehr lieb ist.

Das Landhaus des Herrn von Marsan gleicht einem kleinen Schlosse; seine Lage ist herrlich, die Umgebung entzückend. Die Gärten sind groß und sehr gut unterhalten, die Zimmer elegant und so vertheilt, daß man leicht eine zahlreiche Gesellschaft unterbringen kann. Doch vor Allem muß ich der Gebieterin des Hauses meine Huldigung darbringen. „Madame ist allein," sagt mir die Kammerjungfer; „es sind noch keine Gäste angekommen."

Das hatte ich gehofft. „Und Herr von Marsan? — O, der Herr wird erst am Tage vor dem Feste kommen... Er mischt sich nie in dergleichen Sachen."

Ich konnte meine Zeit nicht besser wählen. Die Aufnahme, welche mir bei Frau von Marsan zu Theil wird, beweist, daß man sich durch meine Eile geschmeichelt fühlt. „Schön, daß Sie zuerst kommen," sagt Frau von Marsan, wir können mit einander eine Scene aus dem Barbier repetiren. Sie wissen, unsere Rollen sind lang, und ich habe ein sehr kurzes Gedächtniß.

Hierauf zeigt sie mir nicht ohne Stolz ihr Theater. Es ist mitten in dem Garten, groß, elegant, sehr gut decorirt und kann vielleicht drei-

hundert Personen fassen. Ich lobte natürlich Alles, wie sich's gebührt, und Frau von Marsan sagte, daß sie Alles aufbieten werde, um den durch das zuletzt gespielte Stück Pourceaugnac erlangten Ruf ihres kleinen Theaters aufrecht zu erhalten. Ich verspreche ihr gleichfalls, meine Rolle aufs Sorgfältigste einzustudiren.

Die Gärten gefallen mir ausnehmend; sie sind so geräumig, daß man sich darin verlieren kann, und ich hoffe, dieser Umstand werde mir keinen geringen Vortheil gewähren. Es befindet sich in demselben ein Gehölz, eine Grotte, eine Brücke, unter welcher nur das Wasser fehlt, sehr dunkle Gebüsche, bedeckte Alleen, immergrüner Rasen, einige hübsche Hügel, ein unterirdischer Gang, ein Felsen, eine Cascade u. s. w. Mit einem Worte, es ist ein herrlicher Park, von dem die Langeweile ferne zu bleiben scheint.

Frau von Marsan gibt mir ein hübsches Zimmer, das die ganze Landschaft beherrscht. Dieses Gemach würde mir besser gefallen, wenn es nicht so weit von dem ihrigen entfernt wäre. Ich mache ihr deßhalb Vorwürfe... Sie spottet... nur Geduld... mein Stichwort wird schon kommen.

Ich muß indeß meine Rolle einüben, denn heute Abend will Frau von Marsan einige Scenen mit mir repetiren. Sie geht, um ihre Rolle gleichfalls vorzunehmen. Auf dem Lande herrscht keine Etikette, kein Zwang mehr. „Hier," sagt sie zu mir, „thut Jeder, was er will, steht auf, wenn es ihm be-

liebt, geht spazieren, kommt wieder heim ganz nach Gutdünken. Wenn man nur die Stunde des Essens und der Probe nicht versäumt, so ist man im Uebrigen ganz sein eigener Herr."

Ich verspreche, den bestehenden Regeln nach zu leben, und will mich in die Bosquets vertiefen, um die Rolle des Almaviva zu studiren. Aber der Gedanke, daß ich in diesem Hause mit Frau von Marsan allein bin, denn die Bedienten und Taglöhner dürfen nicht gerechnet werden, dieser Gedanke macht mich unaufhörlich zerstreut. Sie gibt mir so viele unzweideutige Beweise, daß ich an ihrer Neigung beinahe nicht zweifeln kann; aber ich habe es ja mit einer großen Kokette zu thun, die vielleicht meine Huldigungen nur deßwegen freundlich entgegennimmt, um mich desto länger an ihren Triumphwagen zu ketten.

Ich hoffte mit Frau von Marsan allein zu diniren; aber ein langweiliger Nachbar kommt auf Besuch und dinirt mit uns. Ich glaube, daß die Gegenwart dieses Herrn sie eben so sehr belästigt als mich; jedoch muß man eine freundliche Miene gegen ihn machen. Glücklicher Weise spricht der Nachbar beim Essen für Drei; somit können wir an Alles denken, was uns beschäftigt, ohne daß die Unterhaltung stockt. Endlich um halb acht Uhr denkt der alte Herr ans Heimgehen; er entfernt sich und ich bleibe allein bei Frau von Marsan. Wir machen einen Spaziergang in den Garten. Das Grün, der Schatten, die Stille, Alles ladet zur

Zärtlichkeit ein. Ich will von Liebe sprechen ... die Kokette antwortet nur mit Stellen aus ihrer Rolle ... Ich fahre fort, ohne auf sie zu hören... sie schmält. — „Ei, mein Herr," sagt sie, „Sie haben nicht studirt ... Sie wissen kein Wort von ihrer Rolle! — Aber Madame, es handelt sich nicht um die Komödie. — Wie, mein Herr, haben wir nicht eine Probe ausgemacht? — O dazu ist noch lange Zeit. — Nein, ich habe ein schlechtes Gedächtniß. — Sie wollen mich also nicht hören? — Im Gegentheil; Sagen Sie mir nur das Stichwort. — Schon längst wissen Sie, daß ich Sie liebe, daß ich Sie anbete. — Ja, das steht in Ihrer Rolle, aber Sie müssen es anders ausdrücken. — Ich sehe wohl, Madame, es macht Ihnen Freude, mich zu quälen. — Verdruß ... Wärme ... das ist's ... o, ich versichere Ihnen, Sie werden sehr gut spielen."

Ich kann unmöglich eine Erklärung dieser Frau entlocken; dies macht mich sehr übel gelaunt. Jedoch entschließe ich mich den nächsten Tag meine Rolle zu studiren. Ich begebe mich deßhalb in den Garten, mit dem Barbier von Sevilla in der Hand. Ich lernte immer leicht, wenn ich wollte; in weniger als vier Stunden wußte ich fast das ganze Stück auswendig. Beim Essen sage ich nichts, denn ich will Frau von Marsan überraschen, die mich lächelnd fragt, ob ich meine Rolle eben so gut inne habe, als gestern.

Der Abend kommt; wir bleiben im Salon; sie

will die Probe nicht im Garten vornehmen; was mag wohl der Grund davon sein?

Sie nimmt ihre Rolle; ich brauche die meinige nicht, denn ich weiß sie auswendig. Wir repetiren unsere Scenen. Ich lege eine Wärme, eine Wahrheit in das Spiel, welche Frau von Marsan verstummen macht. Nun ist das Schmälen an mir; ich muß ihr helfen, aber sie ist entzückt über mein Talent, sie thut Alles, was ich will ... sie läßt mich ihre Hand ergreifen, sie drücken, küssen, mich zu ihren Füßen werfen. „Wie! kommt dies auch im Stücke vor?“ fragt sie sehr aufgeregt. „Ja, Madame, ja.“ Schon bin ich bereit, aus ihrer Aufregung alle Vortheile zu ziehen, welche mir die Rolle eines Liebhabers an die Hand gibt, als sich draußen ein Geräusch hören läßt. Die Salonthüre geht auf und Raimund tritt herein. Der verdammte Mensch ist wahrhaftig zu meinem Unglücke geboren!

Wie er mich zu den Füßen der Frau von Marsan sieht, zieht er schnell seine Rolle aus der Tasche und schreit aus Leibeskräften: „H a! v e r f l u c h t! d e r r a s e n d e, d e r s c h ä n d l i c h e R ä u b e r F i g a r o! H i e r d a r f m a n k e i n e n A u g e n b l i c k d a s H a u s v e r l a s s e n o h n e b e i d e r R ü c k k e h r ... Madame, ich habe die Ehre, Ihnen meine Huldigungen darzubringen. Sie sehen, daß ich pünktlich bin. Guten Abend, Herr Dorsan; warum sind Sie denn gestern ohne mich abgereist? Ich wäre mit Ihnen gegangen. Nun, Sie sehen, daß ich meine Rolle schon auswendig weiß. O ich habe ein herrliches Gedächt-

niß . . . mit dem Souffleur wird es recht gut gehen.“ Frau von Marsan dankt Raimund für seine Pünktlichkeit und macht ihm Complimente wegen seines herrlichen Gedächtnisses. Ihre Aufregung ist vorbei; wir beginnen die Probe wieder, und sie ist nun ganz in ihrer Rolle. Abermals wurden meine Hoffnungen vereitelt . . . Der verdammte Raimund!

Am folgenden Tage kommt die ganze, zur Aufführung der Komödie erforderliche Gesellschaft an. Nun kann ich mit Frau von Marsan nimmer unter vier Augen sprechen. Raimund läuft überall umher und bringt Alles in Unordnung.

Der Tag des Festes rückt immer näher. Eine Probe folgt der andern. Jeder will am Besten spielen. Wir haben insgesammt unsere Rollen vollkommen inne, außer Raimund, der den Bartholo stammelt und vom Lattaignant keine Strophe behalten kann. Die Damen schmälen ihn, aber seine Antwort ist immer dieselbe: „Mit dem Souffleur wird es schon gehen.“

Am Tage vor der Vorstellung wollen wir auf dem Theater eine Generalprobe bei Licht halten. Raimund ist seit dem Morgen verschwunden und um sechs Uhr, der zur Probe festgesetzten Stunde, noch nicht zurückgekehrt . . . Man sucht ihn im ganzen Hause, im Garten, im Gehölze, da man nicht ohne ihn beginnen kann. Endlich kommt er um acht Uhr, mit Schweiß und Staub bedeckt, und zwei dicke, rothwangige, sehr schmutzige Jungen von fünf bis sechs Jahren an der Hand führend.

„Wo zum Teufel waren Sie denn?" ruft man allgemein. Die Damen wollen meinen Nachbar sogar schlagen. — „Schön!" sagt Raimund, „schmält nur tüchtig, während ich mir fast die Füße ablief, um zwei Amoretten zu finden. Ich glaube, daß ich heute mehr als zehn Stunden gemacht habe, aber überall sah ich nur sauertöpfische Gesichter, schielende Augen und platte Nasen ... endlich fand ich in St. Denis zwei ausgezeichnet hübsche Amoretten."

Der Anblick der beiden Jungen, denen Raimund, um sie zu gewinnen, unterwegs Traubenmus gekauft und die sich damit bis über die Ohren beschmiert hatten, stillt rasch den Zorn der Gesellschaft.

„Und ihre Mutter?" fragt Frau von Marsan. — „Ist eine Milchfrau in St. Denis. Sie ist entzückt, daß ihre Kinder Amoretten spielen dürfen ... sie wird morgen selbst kommen; ich habe ihr einen Platz hinter dem Vorhang im Fond versprochen. Aber jetzt lassen Sie die Jungen ein wenig reinigen, dann werden Sie sehen, wie schön Sie sind."

Die junge Dame, welche Fanchon spielt, begreift nicht, wozu man Amoretten bedürfe. Frau von Marsan sucht Raimunds dummen Streich wieder gut zu machen. Die Probe dauert bis Ein Uhr. Dann begibt sich Jedermann sehr ermüdet zu Bette. Raimund übergibt seine beiden Amoretten der Haushälterin, mit der Bitte, sie wohl zu säubern und früh aufzuwecken, damit er ihnen ihre Rolle noch beibringen könne.

Neuntes Kapitel.

Almaviva und Rosine — Scene zum Barbier von Sevilla.

Der große Tag ist endlich angebrochen. Die Damen sind frühzeitig aufgestanden, weil der Gedanke an ihre Toilette sie wenig schlafen ließ. Die Herren, manchmal eben so kokett als die Frauen, sind sowohl mit ihrem Kostüm als ihrer Rolle beschäftigt. Ich kümmere mich wenig um die Aufführung der Stücke, da meine durch die Hindernisse nur noch gesteigerte Liebe zu Frau von Marsan mich völlig einnimmt; der geschäftigste von Allen aber ist Raimund. Er hat hauptsächlich mit seinen Bauernjungen viel zu thun, bis sie herausgeputzt und angekleidet sind.

Aus Paris hat sich eine zahlreiche und glänzende Gesellschaft eingefunden. Auch viele Nachbarn sind zu der Fete geladen. Herr von Marsan wird erst wenige Augenblicke vor dem Diner kommen, da eine Börsenangelegenheit ihn noch in der Stadt zurückhält.

Endlich schlägt die für den Beginn des Theaters bestimmte Stunde. Unser kleiner Saal ist voll. Raimund blickt unaufhörlich durch das Loch im Vorhange, um zu sehen, wo die Damen sitzen, denen er heute verliebte Blicke zuschleudern will. „Man muß anfangen!“ rufen diejenigen, welche bereit sind; aber dies ist noch nicht Jeder, und Raimund kann gar nicht mit dem Ankleiden fertig werden. „Eilen Sie doch!“ schreit man ihm von allen

Seiten in die Ohren und treibt ihn nach seiner Loge. Dann erkundigt man sich, ob Rosine, d. h. Frau von Marsan, parat sei. Schon haben die vier Dilettanten, welche das Orchester bilden, zweimal die Ouvertüre zu Richard Löwenherz gespielt, welche als Ouvertüre zum Barbier von Sevilla dienen muß. Schon wollen sie zum dritten Male dieselbe wiederholen, weil sie keine andere haben. Das Publikum wird bereits ungeduldig und man hört leises Gemurmel. Endlich sind wir fertig, und Raimund, der den Maschinisten macht, läßt den Vorhang aufziehen.

Meine Rolle weiß ich sehr gut und die Liebe zu Frau von Marsan, die mir als Rosine gekleidet noch reizender vorkommt, verleiht meinem Spiele Wahrheit und Wärme. Der junge Mensch, welcher den Figaro vorstellt, besitzt ein hübsches Gesicht, Lebhaftigkeit und tollkühnen Muth. So geht mit Ausnahme einer Ungeschicklichkeit, welche sich Raimund in der Maschinerie zu Schulden kommen läßt, Alles sehr gut von Statten und das Publikum ist entzückt.

Im zweiten Akte kann Raimund bereits ohne den Souffleur kein Wort mehr sprechen; indeß die Zuschauer sind nachsichtig und man applaudirt. Nun beginnt der dritte Akt. Mein Nachbar muß die Scene eröffnen. Er schreitet vorwärts und stellt sich gerade vor den Souffleurkasten.

„Welcher Unmuth! . . . welcher Unmuth! — (Zum Souffleur: Souffliren Sie doch!) Sie schien

beruhigt ... da! nun sag' mir Einer ... (Soufliren Sie nicht!) nun sag mir Einer, welcher Teufel ihr den Kopf verrückte ... (Soufliren Sie doch!) daß sie, daß sie nicht mehr ... (Wie? ich verstehe nichts!) daß sie nicht mehr bei Don Basilio Unterricht nehmen will. (Soufliren Sie doch nicht) Sie weiß, daß er sich nicht in meine Heirath ... Thut Alles ... thut Alles ... thut ... thut ... (Wie? was muß ich sagen? der Teufel auch! Sie können gar nicht souffliren!)"

Das Publikum lacht über unseren Bartholo und Raimund reibt sich mit zufriedener Miene die Hände, und ruft jedesmal, wenn er hinter die Couliſſe geht: „Nun, sie sind zufrieden! sie amüsiren sich köstlich! Noch nie wurde im Theâtre française so viel gelacht."

Das Stück wird jedoch zu Ende gespielt, trotzdem daß Raimund sein Möglichstes thut, um es durchfallen zu lassen; aber Rosinens Anmuth, Figaro's Heiterkeit und, man muß sich doch auch selbst Gerechtigkeit widerfahren lassen, die Glut der Empfindung, welche mich als Almaviva beseelt, machen die Illusion vollkommen. Ich erringe einen glänzenden Succeß und lese in den Augen der Frau von Marsan die Freude, welche ihr mein Triumph verursacht.

Nach dem Barbier schreitet man zur Darstellung Fanchons. Alle, welche im ersten Stücke mitspielten, spielen auch im zweiten, außer Frau von Marsan und mir, welcher Umstand uns Zeit läßt, das Kostüm zu wechseln.

Unsere Logen gehen nach dem Garten; die der Damen sind nur durch eine Lindenallee von denen der Herren getrennt. Nachdem ich meine Kleider wieder angezogen habe, gehe ich in den Garten, um frische Luft zu schöpfen. Das zweite Stück hat bereits begonnen; Jedermann ist auf dem Theater oder im Saale. Draußen im Garten herrscht eine tiefe Stille. Ich wandle gerade durch die Lindenallee, als ich aus einem der gegenüber befindlichen Kabinette eine Dame treten sehe ... Ich bleibe stehen ... es ist Frau von Marsan, meine Rosine ... Sie hat mich gleichfalls erkannt und kommt auf mich zu.

„Wohin geht denn Graf Almaviva? — Ich wollte einen Augenblick die Frische dieses Gartens genießen ... aber es fehlte mir Etwas ... ohne Rosine kann Almaviva nicht glücklich sein. — Rosine weiß nicht, ob sie den Grafen begleiten darf. — Wie! nachdem Sie in die Entführung eingewilligt haben? — Wirklich stände es mir nicht gut, jetzt noch die Grausame zu spielen ... aber bedenken Sie, daß Sie mir Treue geschworen haben ... daß Sie mich ewig und nur mich allein lieben wollen ... — O, ich schwöre es Ihnen noch einmal. — Aber wo führen Sie mich denn hin? Ich glaube, daß wir zu weit gehen. Weßhalb die dunkelsten Wege wählen? Warum uns in dieses Gebüsch verstecken? Es ist so finster. — Meine liebe Rosine, was können Sie bei mir fürchten. — Mein lieber Lindor ich bin unruhig. — Haben Sie sich nicht mir ganz anver-

traut? — Ach! ich glaube, daß ich unklug handelte ... Was machen Sie da? ... mich so zu umarmen! dies steht nicht in dem Stücke. — Verweigert man dem Geliebten, der bald Gemahl sein wird, einen Kuß? — Hören Sie auf, Lindor! ... Dorsan! ... O diese Scene! — Theure Rosine, ist sie nicht ganz natürlich? Muß sie nicht unsere Liebe krönen?"

Frau von Marsan sträubt sich vergebens ... es ist zu spät ... ich bin zu tief in den Geist meiner Rolle eingedrungen, sie selbst hat sich mit der meinigen identificirt. Wir fügen zum Barbier von Sevilla die Scene hinzu, welche das Publikum nicht sieht, die es aber nach der Vereinigung Almaviva's und Rosinens errathen kann.

Schon lange war das Gebüsch der stille Zeuge unserer Liebesscene, welche der Mond nur halb beleuchtete. Die Hitze, womit wir unsere beiden Rollen spielten, ließ uns die Welt und das Fest vergessen. Ich wollte als Almaviva in dem Gebüsch den gleichen Succeß erringen, als auf dem Theater, und es gelang mir wirklich ausgezeichnet gut. Wir dachten noch nicht an eine Entwickelung, als ein unvorhergesehener Umstand plötzlich störend einschreiten mußte ... aber um dies zu erklären, müssen wir einen Blick in den Saal werfen.

Fanchon war ziemlich schlecht gespielt worden. Nach Beendigung des Stückes wollte dann Raimund zu Ehren der Dame, welche die Fanchon darstellte, seine kleine Scene geben. Wie er aber

an einer Schnur zog, um einen Blumenkranz auf das Haupt der Dame herabsinken zu lassen, so kam eine Klystierspritze hernieder. Der Gärtner hatte vergessen, die Klystierspritze, welche noch aus Pourceaugnac da war, loszubinden, und den Kranz an der Schnur zu befestigen. Das Publikum lachte natürlich aus vollem Halse; Raimund aber fluchte und war ganz wüthend vor Zorn. Um diesen Streich wieder gut zu machen, wollte er seine beiden Amoretten hervorholen; aber die Bauernjungen, welche man vor dem Beginn des Spieles unter der Bühne versteckt hatte, waren aus Langeweile davon gelaufen, und da sie bei ihrer Flucht an einem Buffet vorbeikamen, so hatten sie ihre Tuniken mit allen möglichen Leckereien angefüllt und sich dann an einen sichern Ort geflüchtet, um ihre Beute in Ruhe zu verzehren.

Während nun die beiden Jungen sich gütlich thaten, lief Raimund wie wahnsinnig umher, um seine Amoretten aufzusuchen. Vor dem Theater draußen begegnet er Herrn von Marsan, welcher seine Frau suchte, über deren Abwesenheit sich die Gesellschaft verwundert.

„Haben Sie sie gefunden?“ fragt ihn Raimund. „Ich weiß nicht wo sie ist; man fragt nach ihr... gewöhnlich brauche ich mich um nichts zu kümmern. — Von wem sprechen Sie denn? — Von meiner Frau, die nicht da ist, um die Honneurs zu machen. — Ah! Frau von Marsan kann nicht verloren gegangen sein ... sie wird sich schon finden;

aber meine beiden Amoretten fehlen, das ist weit beunruhigender; denn ich muß sie ihrer Mutter wieder zurückbringen, die keine Venus ist; sie würde mir einen ihrer Milchkrüge an dem Kopfe zerschlagen, wenn ihre beiden Fratzen nicht wieder zum Vorscheine kämen. Wir wollen sie miteinander in dem Garten suchen; die Schlingel müssen doch irgendwo sein."

Herr von Marsan folgt Raimund, mehr, um seine Frau zu suchen, als um die kleinen Flüchtlinge zu entdecken. Sie durchstreifen einen Theil des Gartens. Herr von Marsan will zur Gesellschaft zurückkehren, in der Meinung, seine Frau werde dort sein; aber Raimund läßt ihn nicht los und sagt, er sei verantwortlich für die Amoretten, welche in seinem Hause verloren gegangen wären.

Sie nähern sich der Schaukel bei dem Gebüsche, wo ich meine Scene mit Frau von Marsan spiele.

„Sie sind dort," sagt Raimund; „ich höre die Schaukel sich bewegen; ich dachte mir doch, meine beiden Schlingel würden spielen."

Man nähert sich der Schaukel und gewahrt nichts. „Sie sehen wohl, daß hier Niemand ist," sagt Herr von Marsan. — „Sonderbar," versetzt Raimund, „ich höre doch immer dasselbe Geräusch . . . ja, daneben in dem Gebüsche . . . Was Teufels machen sie da! . . ."

Herr von Marsan geht voran, Raimund folgt ihm . . . der Mond schien jetzt gerade sehr hell . . . wir sind wie versteinert.

„Almaviva und Rosine!“ ruft Raimund zurückspringend. Herr von Marsan allein verliert seine Kaltblütigkeit nicht. „Madame,“ sagt er ruhig zu seiner Frau, „die Gesellschaft verlangt nach Ihnen; Sie sind bei der Fete nöthig und sollten Ihre Geschäfte mit Ihren Vergnügungen besser in Einklang zu bringen suchen.“

Nach diesen Worten entfernt er sich ruhig und geht wieder ins Haus. Frau von Marsan ist ohnmächtig; Raimund steht wie eine Bildsäule da; ich springe aus dem Gebüsche, stoße ihn rasch zurück, habe in einem Nu das Hofthor und das Landhaus hinter mir, gewinne die Straße und erreiche Morgens um zwei Uhr Paris.

Zehntes Kapitel.

Wohin wird dies führen.

Nach dem Abenteuer im Gebüsche kann ich Frau von Marsan nicht mehr besuchen und sie nimmer öffentlich sehen. Unsere Bekanntschaft muß also nothwendig mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt werden; bei vielen Frauen würde dies den Reiz noch erhöhen, aber bei Frau von Marsan, welche gerne eine Schaar Anbeter um sich sieht, wird die Unmöglichkeit, mit meiner Eroberung zu prahlen, sehr schnell ihre Liebe abkühlen.

Wenn wir uns nimmer in ihrem Hause sehen, so geschieht es aus Rücksicht für den Anstand; denn

Raimund, welcher Zeuge der Katastrophe war, hat sicherlich dieses Abenteuer überall ausgebreitet.

Es kommt indeß eine Korrespondenz zwischen mir und Frau von Marsan zu Stande; wir geben uns gegenseitig Rendez-vous und gehen mit einander aufs Land, so wie ins Theater in Gitterlogen. Auf diese Art ist mir ihre Gesellschaft noch lieber als sonst, weil kein Schwarm von jungen Gelbschnäbeln zugegen ist, die der Kokette ihre Huldigungen darbringen; aber ich fürchte, Frau von Marsan ist nicht so zufrieden wie ich. Schon wird unsere Korrespondenz flauer, unsere Rendez-vous werden seltener; sie hat immer irgend eine Abhaltung: eine Reunion, einen Ball, eine Fete, bei der sie nicht fehlen darf.

Ich schenke diesen Entschuldigungsgründen keinen Glauben, weil ich wohl weiß, daß sie über ihre Zeit frei verfügen kann: aber natürlich, glänzende Bälle und enthusiastische Huldigungen gefallen ihr besser, als unsere einsamen Zusammenkünfte. Der Schluß, den ich daraus ziehe, ist sehr einfach: Frau von Marsan liebt mich nicht und hat mich nie geliebt... Es war nur Zufall... eine augenblickliche Laune... und aus Langeweile gibt sie mich wieder auf.

Als ich eines Morgens rasch meine Thüre öffne, erblicke ich Raimund, der gerade die Treppe hinabgehen will. Seit jener Scene im Gebüsche war er mir immer ausgewichen. Ich ergreife ihn nun rasch am Rockschoße und sage:

„He! Herr Raimund, ich glaubte, Sie wären gestorben. — Guten Tag, Herr Nachbar. Wahrlich, ich habe Sie seit dem Barbier von Sevilla nicht mehr gesehen. — Ja, so ist's; und doch hätte ich gerne von Ihnen erfahren, wie das Fest ablief. — O, das wissen Sie sicherlich von ... — Von wem? — Sie verstehen mich schon... Wahrhaftig, ich glaubte, Sie wären böse auf mich. — Warum denn? — Weil ich den Gemahl in das Gebüsch geführt habe. — Ah! Sie haben ihn hineingeführt? — Das heißt: ich und doch auch wieder ich nicht. Er suchte seine Frau und ich suchte die Amoretten, welche sich gerade eine Indigestion auf dem Speicher zuzogen; die kleinen Schlingel sind beinahe zerplatzt; ihre Mutter behauptete, es sei meine Schuld, und wollte mir die Augen auskratzen. Ich habe viel Unglück bei jener Fete gehabt. Aber um wieder auf Ihr Abenteuer zu kommen, so wäre Alles anders gegangen, wenn Sie mich zum Vertrauten Ihrer Liebschaft mit Frau von Marsan gemacht hätten; ich hätte den Mann ferne gehalten. Sie wollen mir aber auch nie etwas sagen, und das bringt Ihnen nur Ungelegenheiten. Ferner sind Sie Schuld, daß ich Herrn von Marsan nicht mehr besuche. — Warum denn? — Warum? Dies ist ganz einfach... Die Frau, welche weiß, daß ich gesehen habe... macht mir ein böses Gesicht. Der Mann ist ein anderes Original. Ich wollte Alles wieder in Ordnung bringen, es war ja Abend... Mondschein... und mit ein wenig

Scharfsinn läßt sich Vieles ausgleichen. — Weiter? — Nun, als Sie fort waren, wollte ich anfangs der Frau von Marsan zu Hülfe kommen, die ich für ohnmächtig hielt; aber im Augenblicke, wo ich mich ihr mit meinem Flacon näherte, erhob sie sich ganz allein, warf mir den Flacon an die Nase und eilte nach ihrem Zimmer. Dies sehend dachte ich bei mir selbst: ich muß den Mann aufsuchen und ihm einen blauen Dunst vor die Augen machen. Ich ging also in den Salon und gab Herrn von Marsan ein Zeichen; er wollte anfangs den Ecartétisch nicht verlassen, endlich ließ er sich doch bereden. Ich führte ihn in eine Ecke und sagte: Mein Herr, man darf nicht Alles glauben, was man sieht ... besonders wenn der Mond scheint ... denn der Mond gibt Allem ein anderes Aussehen und dadurch kann leicht eine Täuschung stattfinden. Die Scene, welche Sie in dem Gebüsche sahen, war von meiner Erfindung und sollte nach dem Barbier gespielt werden ... es ist eine Liebesscene. Je fester man bei solchen Scenen einander umschließt, desto theatralischer ist die Illusion. War das nicht klug? — Sehr klug; und was erwiderte Herr von Marsan? — Kaum ließ er mich zu Ende reden, dann sagte er mir in sehr trockenem Tone: Langweilen Sie mich nicht länger mit Ihren Albernheiten und schweigen Sie gänzlich über diese Sache. Damit kehrte er mir den Rücken. Meiner Treu, ich gestehe Ihnen, daß ich dies sehr grob fand. Einen Augenblick nachher kommt die Milch-

frau mit ihren beiden Jungen, die ganz kirschblau aussahen und die man in einem Speicher gefunden hatte. Das unverschämte Bauernweib sagte mir nun die größten Beleidigungen und schwur, wenn die Kleinen ersticken, werde ihr Mann mich bei dem Friedensrichter belangen; denn ich sei an Allem schuld. Ich habe ja doch den Jungen gesagt, sie sollen Amoretten spielen, nicht aber sich toll und voll fressen. Meiner Treu, als ich dies sah, nahm ich meinen Hut, setzte mich in Figaro's Cabriolet und kehrte nach Paris zurück, mit dem festen Vorsatze, keine anakreontischen Scenen mehr für Bauern zu arrangiren."

Mein Nachbar verläßt mich jetzt schnell; sonst konnte ich ihn kaum fortbringen. Dieses sein Benehmen fällt mir auf. Uebrigens macht etwas Anderes mich noch weit unruhiger: ich erhalte nämlich seit längerer Zeit von Nicette keine Bouquets mehr. Anfangs dachte ich, der Tod ihrer Mutter werde sie zu sehr beschäftigen; aber seitdem sind bereits über sechs Wochen verflossen, und ich finde immer noch nichts an meiner Thüre. Ich war an diesen Beweis ihrer Erinnerung so gewöhnt, daß ich jeden Abend beim Nachhausegehen schnell mit der Hand ans Schlüsselloch greife . . . aber ich finde nie Etwas und sage mir traurig: Auch sie hat mich vergessen!

Ich könnte ihr Vorwürfe machen . . . aber sie soll das, was ihr zuerst eine Freude war, nicht als eine Pflicht betrachten. Seit langer Zeit habe ich

sie übrigens nicht mehr gesehen; denn neben meinen sonstigen Bekannten beschäftigt mich gegenwärtig immer noch Frau von Marsan, obwohl unsere Zusammenkünfte mit jedem Tage seltener und trübseliger werden. Ich glaube, sie sucht nur einen Beweggrund, um völlig mit mir zu brechen.

Heute speise ich mit Frau von Marsan im Cadran-Bleu; der gerade gegenüber befindliche Meridien erinnert mich an das weit fröhlichere Mahl in Gesellschaft Agathens. Die Grisette, welche uns offen hintergeht, ist doch hundertmal liebenswürdiger, als die Kokette, welche uns anblickt, ohne uns zu lieben.

Das Diner geht sehr langweilig vorüber; um sieben Uhr wissen wir uns nichts mehr zu sagen. Ich schlage das Theater vor, man findet keinen Gefallen daran; zu einem Spaziergange schickt sich die Jahreszeit nicht... endlich klagt man über Kopf- und Magenweh. Frau von Marsan will sich frühzeitig zu Bette begeben; ich bin ebenfalls ihrer Ansicht. Wir verlassen nun den Cadran-Bleu; ich will ein Gefährt nehmen, aber sie will lieber zu Fuße gehen; es ist bereits dunkel und wir dürfen keine unangenehme Begegnung befürchten.

Wir wandeln neben einander her wie seit zwanzig Jahren verheirathete Eheleute, indem wir nur alle fünf Minuten ein Wort sprechen. Jetzt sind wir in der Rue St. Honoré und wollen an Nicettens Bude vorübergehen; sie wird geschlossen sein, was mir sehr lieb ist. Wir nähern uns... die

Bude ist noch offen, ich sehe noch Blumentöpfe ... Es gibt kein Mittel, umzukehren. Warum denn auch? Kann ich nicht den Arm geben, wem ich will? Ja, aber ich wünschte doch, daß sie mich nicht sähe.

Nun sind wir da ... Nicette steht vor ihrer Thüre ... sie hat mich erblickt ... und ich weiß nicht, aus welcher Laune Frau von Marsan die Blumen betrachten will. — „Ah! hier ist ein hübsches Orangenbäumchen,“ sagt sie zu mir; „schon längst möchte ich eines in meinem Boudoir haben; dieses gefällt mir vorzüglich ... finden Sie es nicht auch sehr schön? — Ja, Madame; ja, es ist sehr schön.“

Ich bin verlegen und schlage meine Augen nieder, um denen Nicettens nicht zu begegnen.

„Ich fürchte jedoch, daß es zu groß ist,“ fährt Frau von Marsan fort. „Haben Sie keine anderen, liebes Kind?“

Nicette gibt keine Antwort; sie hat ihre Augen auf mich geheftet, und ohne Zweifel sagen ihre Blicke sehr Vieles, denn Frau von Marsan betrachtet nun ihrerseits das Mädchen mit Verwunderung. Ihr hübsches Gesicht, ihre Verlegenheit und meine Aufregung lassen Frau von Marsan einen Verdacht schöpfen, der ohne Zweifel weit über die Wahrheit hinausgeht.

Frau von Marsan liebt mich nicht mehr, aber sie ist neugierig wie alle Frauenzimmer; sie blickt mich deßhalb zärtlich an, ja sie dutzt mich, was

sie im Anfange unserer Bekanntschaft gewiß nicht zwanzigmal that.

„Mein lieber Freund, wie findest Du diese Bäumchen; sag' mir Dein Urtheil darüber, mein theurer Dorsan; ich möchte nur wählen, was Dir gefällt.“

Der Zorn und Aerger schnürt mir fast die Kehle zu; ich kann nur eine kurze und zusammenhangslose Antwort geben. Dagegen betrachte ich fortwährend Nicette; sie wird bleich, wankt, ihre Augen füllen sich mit Thränen und scheinen mir zu sagen: „Sie liebt Dich, Du liebst sie also auch?“

Frau von Marsan sieht dies Alles; sie lächelt boshaft und blickt Nicette mit Aufmerksamkeit an. „Was haben Sie denn, liebe Kleine?“ fragt sie in verächtlichem Tone; „Sie scheinen sehr aufgeregt. — Ich habe nichts, Madame, gar nichts,“ erwidert das Mädchen mit zitternder Stimme, bald auf Frau von Marsan, bald auf mich blickend. — Wie viel kostet dieses Orangenbäumchen? — Was Sie wollen, Madame, es ist mir gleich. — Wie! es ist Ihnen gleich? Seltsam! Was sagst Du dazu, lieber Dorsan? Sprich doch! ich kann wahrhaftig heute Abend nicht aus Dir kommen. — Wenn es Ihnen gefällig ist, Madame, so wollen wir gehen. — Ah! ich sehe, mein Herr, Sie haben Ihre Gründe, um mit mir nicht länger hier zu bleiben... Meine Gegenwart ist Ihnen lästig und scheint auch dem Jüngferchen unangenehm zu sein... Ha! ha! ha! das ist sehr spaßhaft. Dieser Kleinen Kummer verursachen, ist eine Grausamkeit ohne Gleichen.

Nun, wir wollen gehen, mein Herr, wenn es Ihnen beliebt; aber ich bitte, trösten Sie doch auch das Mädchen. Adieu, Kleine!"

Frau von Marsan verläßt die Bude; ich folge ihr, nachdem ich noch einen Blick auf Nicette geworfen. Aber sie weint und sieht mich nimmer an.

Sobald wir auf der Straße sind, bricht Frau von Marsan in ein schallendes Gelächter aus und spottet über meine Liebe, so wie über die unschuldige Blumenhändlerin. Ich gebe keine Antwort, obwohl ich ihr beißende Dinge sagen könnte; aber man muß nachsichtig sein gegen Diejenigen, die unsertwegen eine Schwachheit begingen.

Endlich hat sie ihre Wohnung erreicht und ich verlasse sie. Es treibt mich, Nicette wieder zu sehen. Ich will ihr jetzt Alles sagen, was ich denke, Alles, was ich leide; ich will ihr nicht mehr die Liebe verbergen, welche sie mir einflößt und welche ich bisher vergeblich bekämpft habe. Sie liebt mich ebenfalls, daran darf ich nicht zweifeln. Wir werden glücklich sein... ja, ich überlasse mich von jetzt an ganz der Neigung meines Herzens. Die Freundschaft zwischen uns ist nur ein Vorwand, um die Liebe zu verbergen; aber wir können uns nicht mißverstehen. Wozu deßhalb solche Anstrengungen, um das Gefühl, welches uns einander nähert, zu verbergen? Warum soll kalte Berechnung uns des Glückes berauben? Ist denn die Liebe ein Verbrechen? Und kann das, was uns beglückt, uns strafbar machen?

Ich laufe ... ich fliege ... ich stehe vor ihrer Wohnung ... die Bude ist geschlossen ... ich sehe auch kein Licht drinnen. Ich klopfe, man antwortet nicht. Sollte sie schlafen? Nein, nein, ich fühle wohl, daß sie nicht schlafen kann! Ich klopfe von Neuem ... wiederum keine Antwort! ... Wo kann sie wohl sein? ...

Ich bleibe eine Stunde lang vor ihrer Bude stehen. Ich klopfe noch einmal, aber vergebens; ich überrede mich, daß sie drinnen ist und mir nicht aufmachen will ... daß sie weint und ihre Thränen verbergen will. Sie fürchtet vielleicht Vorwürfe von mir wegen ihres Benehmens in Gegenwart der Frau von Marsan. Theure Nicette! nein, ich werde Dich wegen Deiner Liebe nicht tadeln. Morgen werde ich sie sehen ... morgen sie trösten ... und leicht über die Entschlüsse von dieser Nacht triumphiren! Wohlan denn, da es sein muß, ich will bis morgen warten.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kock, Paul <<de>>,

Paul de Kock's humoristische Romane, deutsch bearbeitet von Heinrich Elsner

Bd.: 93

Stuttgart 1846

P.o.gall. 2569 l-93
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10101658-9